Band 975 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Hier wohnt der Tod

Band 975 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2600 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Hier wohnt der Tod

John Sinclair Nr. 975

von Jason Dark

erschienen am 18.03.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Hier wohnt der Tod

Die Gestalt erwischte mich tatsächlich in der Tiefgarage, als ich die Tür des Rovers zugeschlagen hatte. Sie war so schnell da, daß ich nicht mal bemerkte, aus welcher Richtung sie gekommen war. Ich bekam den Luftzug mit - oder war es ein Atem?- Jedenfalls schalteten meine Sinne noch in derselben Sekunde in Richtung Kühlerhaube. Zu flink für den Angreifer. Er hatte mich killen wollen. Sein Messer mit der gekrümmten Klinge blinkte auf, dann prallte er zusammen mit der Mordwaffe gegen die Fahrseite. Wie eine Katze war er blitzartig herumgewirbelt. Im Halbdunkel sah ich ihn nur verschwommen. Ich hätte auch bei grellsten Scheinwerferlicht nicht viel von ihm erkennen können, denn er war auf eine ungewöhnliche Art und Weise vermummt!

Er trug ein helles Gewand und eine rote Kopfbedeckung, vergleichbar mit einem gebundenen Tuch. Von seinem Gesicht sah ich so gut wie nichts, denn er hatte sich zusätzlich noch einen Schal ziemlich hoch gebunden. Jedenfalls reichte er bis über das Kinn hinweg.

Der Angreifer stieß einen zischenden Laut aus und kam nach vorn. Aus der Hocke hervor wuchtete er sich auf mich zu. Er wollte mich mit seiner verdammten Klinge aufspießen, aber wieder war ich schneller. Ich war auf Gefahr und hinterhältig geführte Angriffe gedrillt. Mit einem Sprung zur Seite rettete ich mich, und der wesentlich kleinere Mann verfehlte mich abermals.

Nur gab der Meuchelmörder nicht auf.

Er drehte sich.

Und diesmal schlug ich zu. Ich hatte die Beretta gezogen, schoß nicht, sondern benutzte sie als Schlaginstrument und erwischte den Kerl am Hals und an der rechten Schulter.

Eigentlich hätte er vor Schmerzen brüllen oder zumindest keuchen müssen.

Bei ihm war nichts zu hören. Der Kerl schüttelte die Wirkung des Schlags ab wie ein nasser Hund das Wässer.

Er kam wieder.

Diesmal prallte er gegen mich. Aber er konnte nicht zustoßen, denn ich hielt seinen Waffenarm fest und umklammerte sein Handgelenk.

Ich setzte alle Kraft ein. Wir standen uns gegenüber. Er war kleiner als ich. Er hielt voll dagegen, aber ich drückte ihn Stück für Stück nach hinten und damit auf meinen Wagen zu, gegen dessen Breitseite er stieß.

Dabei versuchte ich, seine rechte Hand so zu drehen, daß er irgendwann gezwungen war, die Waffe fallen zu lassen, weil der Schmerz einfach nicht mehr auszuhalten war.

Ich war stärker.

Er gab nach. Sein Körper beugte sich über das Autodach hinweg. Ich sah mich schon auf der Siegerstraße, und die Umgebung war erfüllt von unserem Keuchen.

Keiner ist perfekt. Jeder begeht mal einen Fehler. So auch ich.

Mein Gegner riß sein Knie hoch.

Es war kein Volltreffer, der meine Männlichkeit erwischte, dazu war der Killer zu zappelig, aber auch dieser »Streifstoß«, ließ Tränen in meine Augen schießen. Ich hörte hinter dem Tuch das wütende Fauchen, hatte ihm schon längst meine linke Seite zugedreht, um nicht noch einmal mit dem Knie erwischt zu werden. Nun riß ich den linken Arm hoch, winkelte ihn an und rammte den Arm wieder nach unten. Mit dem Ellbogen voran.

Der Treffer tat weh.

Ich hatte auch etwas knirschen gehört. Vielleicht das Nasenbein oder

den Kiefer meines Gegners. Darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen bei diesem Kampf auf Leben und Tod. Es war ja nicht das erste Mal, daß man mir hier unten aufgelauert hatte.

Ich traf ihn noch einmal.

Diesmal höher.

Da mußte ich die Stirn erwischt haben. Er lag mit dem Kopf auf dem Dach, jetzt drehte er ihn auf dem Blech und wurde plötzlich still und schlaff.

Einige Sekunden lang blieb ich in dieser Haltung, atmete aus, bis mir einfiel, daß ich noch immer sein Gelenk umklammert hielt, er selbst sich aber nicht mehr rührte.

Ich klopfte seine Hand auf das Autodach. Die Faust löste sich, und so konnte auch die Klinge hervorrutschen. Der Mann sackte auch zusammen.

Er war bewußtlos geworden und rutschte mir entgegen, als ich zurückgetreten war.

Ich fing ihn ab und legte ihn genau in den Zwischenraum zweier abgestellter Wagen. Der eine war unser Dienst-Rover, der andere Sukos BMW.

Das rote Tuch vor dem Gesicht war verrutscht, aber noch nicht so weit zur Seite geglitten, daß ich das Gesicht in allen Einzelheiten erkannt hätte.

Ich zerrte das Tuch ganz ab und mußte schlucken, denn der Treffer mit dem Ellbogen hatte tatsächlich einen Teil seiner Nase zertrümmert. Sie war nur noch ein blutiger Klumpen. Aber das hatte sich der feige Meuchelmörder selbst zuzuschreiben.

Auf Nummer Sicher ging ich auch jetzt noch, denn ich legte ihm Handschellen an. Sein Dolch mit der leicht gekrümmten Klinge lag auf dem Boden. Ich berührte ihn nicht direkt mit den Händen, sondern umwickelte ihn zunächst mit meinem Taschentuch, bevor ich ihn anhob und in die Außentasche meiner Jacke steckte.

Beobachtet hatte diesen Kampf niemand. Es war auch ziemlich spät oder früh. Jedenfalls kurz nach Mitternacht. Ich war nicht dienstlich unterwegs gewesen, sondern hatte mir einen Film angesehen, was selten genug vorkommt. Ich hatte mich nach dem Streß der letzten Tage einfach ablenken müssen. Besonders der Fall der jungen Greta Kinny hing mir doch noch nach, wenn ich daran dachte, was aus einem sympathischen Menschen durch eine unheilvolle Magie alles werden konnte.

Dieser gemeine und hinterlistige Angriff jedoch hatte damit nichts zu tun.

Ich war sicher, daß mir durch ihm schon wieder das Tor zu einem neuen Fall geöffnet worden war.

Noch immer kniete ich neben dem Bewußtlosen. Mit der kleinen

Leuchte strahlte ich ihn an.
Sein Gesicht hatte eine dunkle Hautfarbe. Er trug keinen Bart. Ich ging davon aus, daß er aus einem arabischen Land stammte. Nur wußte ich nicht, was ich damit zu tun hatte.
Außerdem störte mich seine Kleidung. Ein helles Gewand, wie es auch die alten Templer getragen hatten, nur eben nicht mit dem Tatzenkreuz der Templer als Druck darauf.
So wie er kleidete sich normalerweise niemand. Es sei denn, er gehörte einer gewissen Organisation an, möglichst einer, die im geheimen arbeitet. Selbst im verrückten London würde er auffallen, wenn er sich in diesem Aufzug durch die Stadt bewegte.
Er war in die Garage eingedrungen und hatte auf mich gewartet. Allein oder lauerte noch ein Helfer im Hintergrund?
Dieser Gedanke machte mich nicht eben fröhlicher. Er ließ die Spannung in mir hochsteigen. Ich merkte, wie es wieder in mir zu kribbeln anfing.
Ich lauschte meine Umgebung ab. Die Lampe brannte nicht mehr. Es gab hier unten nur so etwas wie eine Notbeleuchtung, die mehr Schatten zuließ als Helligkeit.
Ein rotes, rundes Auge glühte in der Dunkelheit. Es befand sich direkt neben der Tür zum Aufzug. Wenn ich den Knopf drückte, kam der Lift, oder es öffneten sich die Türen, wenn er schon unten stand.
Wohl jedenfalls war mir nicht in meiner Haut. Vier Augen sehen sowieso mehr als zwei. Die beiden anderen Augen sollten Suko gehören, den ich von oben aus seiner Wohnung holen wollte. Dabei war es mir egal, ob er schon im Bett lag.
Gebückt glitt ich zum Rover. Mein eigenes Handy hatte ich nicht mit, denn im Kino hatte ich nicht angerufen werden wollen. Ich öffnete die Tür und stellte sofort das Licht der Innenbeleuchtung ab. Ich hätte sonst eine zu gute Zielscheibe abgegeben.
Halb im Rover sitzend und halb draußen tippte ich Sukos Rufnummer in das Telefon ein und konnte mich nur wundern, daß bereits nach dem zweiten Tuten abgenommen wurde. Begeistert klang Sukos Stimme allerdings nicht, und seinen Namen nannte er auch nicht.
»Okay, du bist da«, sagte ich nur.
»John!« Sofort war er voll dabei. »Was ist los, zum Teufel? Warum rufst du an?«
»Du hast ja noch nicht geschlafen, hoffe ich.«
»Nein, nur gesurft.«
»Das ist gut«, sagte ich, »denn es gibt da ein kleines Problem. Du mußt mir helfen.«
»Gut, dann laß ich das Surfen sein. Shao ist dabei sowieso lieber allein. Wo kann ich dich finden?«

»In der Tiefgarage.«
»Bei uns hier?«
»Sicher.«
»Und weiter?«
»Komm runter, aber vergiß deine Kanone nicht.«
»Alles klar, keine Fragen mehr, ich bin gleich da.«

Ich war beruhigter, als ich das Telefon wieder zur Seite legte. Auf Suko konnte ich mich hundertprozentig verlassen. Aber wer war der Killer, der mich aus dem Hintergrund so heimtückisch angegriffen hatte? Bestimmt hatte er nicht aus eigenem Antrieb gehandelt. Jemand mußte ihm den Auftrag erteilt haben.

Feinde hatte ich eine ganze Menge. Auch Todfeinde. So viele, daß es keinen Sinn hatte, über sie nachzudenken. Oder sich immer nur dann mit ihnen zu beschäftigen, wenn gewisse Dinge akut waren.

So wie jetzt.

Jemand hatte mich töten wollen. Einer, der jetzt durch Handschellen gefesselt zwischen den beiden Fahrzeugen lag. Er trug eine helle Kutte, einen roten Gürtel und eine ebenfalls rote Kopfbedeckung. Das wies auf eine Gruppe oder einen Geheimbund hin, denn diese Kleidung wirkte schon wie eine Uniform.

Bisher allerdings war ich noch auf keinen dieser Leute gestoßen. Dieser Typ war auch für mich eine Premiere, und ich dachte darüber nach, wann und wie ich ihm auf die Füße getreten haben konnte. Zwar sah er arabisch aus, ob er aber auch zu dieser Volksgruppe gehörte, stand in den Sternen. Ich wollte ihn später befragen, wenn wir ihn in meine Wohnung geschafft hatten.

So gut wie möglich hatte ich mich in der Garage in Deckung gestellt. Ein Stützpfeiler gab mir den nötigen Sichtschutz. Von diesem Platz aus war es mir zudem möglich, einen Teil der Tiefgarage unter Kontrolle zu halten.

Meine Rechnung ging nicht auf. Einen zweiten Helfer entdeckte ich nicht.

Es war keine Bewegung zu sehen, abgesehen von der Fahrstuhltür, als Suko den Lift verließ.

Er bewegte sich vorsichtig. Sofort schaute er nach rechts und links, dann hörte er meinen zischelnden Ruf, sah mich auch winken, als ich nach vorn getreten war, und kam auf mich zu.

»Was Neues, John?«

»Nein.« Ich deutete auf den Boden.

»Da ist er.«

»Schau ihn dir an.«

Wir sprachen in nur sehr kurzen Sätzen miteinander. Währenddessen ließ ich meine Blicke ständig durch die Tiefgarage wandern. Noch immer auf der Suche nach einem zweiten Feind.

Suko kniete neben dem Bewußtlosen, als er ihn sich näher anschaute.
»Da hast du ganz schön hingelangt!« kommentierte er. »Mein lieber Mann, der hat schon etwas abbekommen.«
»Ich mußte mich wehren. - Er hatte einen Dolch.«
»Und?«
»Nichts und. Ich denke nur daran, daß er nicht allein hergekommen ist. Deshalb sollten wir uns umschauen.«
Suko war zwar nicht der Überzeugung, daß es viel brachte, aber er ging trotzdem mit. Wir durchwanderten die Tiefgarage, leuchteten in die finsteren Ecken. Dabei entdeckten wir Müll, auch den Inhalt mehrer Aschenbecher, aber keinen Gegner, der darauf wartete, uns an den Kragen gehen zu können.
»Pech«, sagte ich.
»Für wen?«
»Weiß nicht.«
Suko räusperte sich. Er ließ seine Beretta wieder verschwinden. »Was mir noch sauer aufstößt, ist seine Kleidung. Ich kenne sie nicht. Scheint mir eine Art Uniform zu sein.«
»Das ist sie auch.«
»Weißt du denn mehr, John?«
»Leider nicht.«
»Aber der Knabe müßte in ärztliche Behandlung, seine Nase sieht nicht gut aus.«
»Stimmt. Nur würde ich mich zuvor gern mit ihm unterhalten. Du kannst dir denken, wie ich das meine.«
Mein Freund lachte leise. »Es ist ja deine Wohnung, in die wir ihn bringen.«
»Eben.«
Wir waren neben ihm stehengeblieben. Der Gefesselte lag noch immer in einer tiefen Bewußtlosigkeit. Bevor wir ihn anhoben, stellte ich Suko noch eine Frage. »Es geht mich ja im Prinzip nichts an, aber bei Shao ist ja wieder der Computertick ausgebrochen. Nur - was bringt es euch, wenn ihr im Internet surft.«
»Da mußt du sie fragen.«
»Macht sie das nur aus Spaß? Reiner Zeitvertreib und…«
»Nein, nein, so ist das nicht. Es gibt schon einen Grund. Wir bekommen schließlich jeden Morgen die neuesten Informationen auf den Schreibtisch, John. Auch wenn wir nicht alle lesen, aber es gibt schon Gruppen, die ins Internet einsteigen und so versuchen, gewisse Verbindungen zu knüpfen. Ich denke da an Sekten, an Gruppierungen, die sich dem Teufel verbunden fühlen. Da ist es schon gut, wenn man informiert ist. Und es kann auch sehr spannend sein.«
Da gab ich ihm recht. »Neues habt ihr nicht herausgefunden?«
»Nein, John. Aber denk an die Prinzessin aus Atlantis, die jetzt beim

Eisernen Engel lebt. Da hat sich der Computer schon bezahlt gemacht, finde ich.«

»Kein Widerspruch.« Ich deutete auf den Bewußtlosen. »Dann faß mal mit an, Alter.«

Suko lächelte. »Und du willst ihn tatsächlich in deine Wohnung legen und aushorchen?«

»Sicher. Der hat mich aus dem Hinterhalt angegriffen. Er wollte mich töten. Mir den Dolch in den Rücken rammen. Da steckt was dahinter. Und das will ich erfahren.«

»Sind wir denn jemandem auf die Füße getreten?«

»Immer.«

»Moment, John. Ich meine, sind wir jemandem auf die Füße getreten, der uns diesen verkleideten Killer hätte schicken können?«

»Keine Ahnung. Wenn ich ihn mir so anschaue, gehört er irgendeiner Gruppe oder Sekte an, die wir nicht eben zu unseren Freunden zählen. Aber wissentlich sind wir denen auch nicht auf die Füße getreten. Oder siehst du das anders?«

»Nein.«

»Dann pack mit an.« Wir schafften den Mann in den Lift, ließen uns hoch in die entsprechende Etage schießen, luden ihn wieder aus und schafften ihn in mein Wohnzimmer, wo er auf der Couch seinen Platz fand.

Gesehen oder beobachtet hatte uns niemand. Erst hier in der Wohnung fühlten wir uns einigermaßen sicher.

Im Licht schimmerte die Kopfbedeckung in einem dunklen, tiefen Rot.

Auch der Gürtel in der Mitte zeigte diese Farbe. Für mich waren beide eine Art Zeichen. Man erkannte sich wieder. Man wußte genau, wer zusammengehörte.

Das Gesicht des Mannes sah wirklich nicht gut aus. Die untere Nasenpartie erinnerte mich an eine aufgeplatzte Blume. Das Blut hatte sich bis zum Kinn verteilt. Suko ging ins Bad, wo er einen Lappen anfeuchtete, um mit vorsichtigen Bewegungen das Blut wegzuwischen. Er befreite vor allen Dingen den Mund.

»Da hast du ganz schön hingelangt, John.«

»Das mußte ich.« Wieder den Griff mit einem Taschentuch umwickelnd holte ich den Dolch hervor und legte ihn auf den Tisch. »Den hat er mir in den Körper rammen wollen.«

Suko pfiff durch die Zähne, als er die leicht gekrümmte Klinge sah. »Das hättest du kaum überlebt.«

»Eben.«

Mein Freund verengte die Augen. Ein Zeichen, daß er nachdachte. »Wer kann dich nur mit einem so großen Haß verfolgen? Und wem bist du auf die Füße getreten?«

»Das genau ist das Problem. Zumindest keinem, der zu dieser Gruppe gehört.«

»Gruppe?«

»Klar. Von allein ist der nicht zu mir gekommen. Er muß einen Auftrag bekommen haben.«

Suko schaute sich den Griff genauer an. Er war nicht glatt, sondern leicht gekerbt, also griff-und haltefest. Möglicherweise hatte die Verteilung der Kerben etwas zu bedeuten, aber sich jetzt darüber Gedanken zu machen, war unnötig. Wir mußten darauf warten, daß der Unbekannte aus seinem Zustand erwachte.

Noch sah es nicht danach aus. Er lag da, ohne sich zu rühren. Die Hände waren noch immer gefesselt. Ich wollte das nicht und nahm ihm die stählerne Acht ab.

Suko rief unterdessen bei Shao an und erklärte ihr, wo er sich befand und warum er sich bei mir aufhielt. Rüberkommen wollte sie nicht, was auch ganz gut war.

»Hast du ihn schon durchsucht, John?«

»Noch nicht.«

»Schlechte Polizeiarbeit.«

»Wir können das ja nachholen. Nur habe ich nicht viel Hoffnung, einen Hinweis zu finden.«

»Stimmt auch wieder.«

Meine »Hoffnung« bestätigte sich leider. Der Knabe trug nichts bei sich, anhand dessen wir ihn hätten identifizieren können. Es gab auch keinen Hinweis auf irgendeine Gruppe oder Bande. Er war völlig neutral oder clean, wie man so schön sagt.

»Vom Himmel gefallen ist er nicht«, murmelte Suko. »Der muß eine Identität haben.«

»Die darauf hinausläuft, daß er mir einen Dolch in den Rücken rammen wollte. Wie schön.«

»Ich kann nicht mal lachen.«

»Ich auch nicht.«

Der Angriff steckte mir noch immer in den Knochen. Vor allen Dingen hatte er den leichten Druck im Magen zurückgelassen, und den bekämpfte ich mit einem doppelten Whisky. Suko wollte keinen Schluck haben, aber mir tat die Wärme gut.

Draußen drückte eine sehr dunkle Nacht gegen die Scheibe. Die Wärme des Frühsommers war binnen eines Tages verschwunden. Der Nordwestwind blies nicht nur eine kalte Strömung über die Stadt, er hatte auch mächtige Wolkengebirge mitgebracht, die diese Nacht sehr finster machten. Da blinkte kein Stern. Der Mond war erst recht nicht zu sehen, und einige Menschen hatten sogar ihre Heizungen wieder aufgedreht.

Suko hatte sich einen Stuhl geholt. Er saß neben dem namenlosen

Mann, beobachtete ihn, und ich bekam mit, wie er einige Male den Kopf schüttelte.

»Was hast du?«

Sukos Lächeln fiel etwas verlegen aus. »Wenn ich das wüßte, ginge es mir besser, John.«

Ich leerte das Glas und stellte es weg. »Nur ein Gefühl, oder ist es schon mehr?«

»Eher mehr.«

»Was genau?«

Suko räusperte sich. »Er liegt starr, das siehst du. Das sehen wir alle hier. Aber trotzdem kommt es mir vor, als würde sich in ihm etwas bewegen.«

Die Antwort hatte mich neugierig gemacht und deshalb trat ich näher.

»Wo denn?«

Suko streckte zögernd seinen rechten Arm aus. »Da, in seinem Gesicht. Ich meine, daß etwas hinter seinem linken Auge gezuckt hat.«

»Es ist geschlossen.«

»Klar, aber die Bewegung war trotzdem da. Ich könnte mir vorstellen, daß dort ein Fremdkörper sitzt.«

Ich schaute Suko an, als Wollte ich ihm kein Wort glauben. Aber ich konzentrierte mich schon. Das Lid war über die Pupille gezogen. Der Mann hielt seine Augen völlig normal geschlossen. Aber mein Freund hatte sich nicht geirrt. Da war schon etwas, denn auch ich nahm das leichte Zucken der dünnen Haut wahr. Von außen her wurde sie nicht beeinflußt. In einem für uns nicht sichtbaren Bereich mußte sich etwas entwickelt haben. Mir war klar, daß Suko auf einen Kommentar wartete, und den bekam er auch zu hören. »Ein Zucken der Nerven, denke ich.«

»Hm…«

»Nicht?«

»Warum nur an dieser Stelle?«

»Dann heb das Lid mal an.«

Ich tat ihm den Gefallen. Wir sahen beide die starre Pupille. Sie war tatsächlich starr. Etwas Zuckendes bekamen wir nicht zu sehen. Aber es war dagewesen, und bei uns erhöhte sich auch die Spannung, denn wir warteten noch intensiver darauf, daß dieser Fremde endlich aus seiner Erstarrung erwachte.

Wir hätten versuchen können, dies zu beschleunigen, aber es war nicht mehr nötig, denn zugleich hörten wir sein leises Stöhnen und kriegten auch mit, wie sich sein Mund öffnete, so daß ein Spalt zu sehen war.

Er bewegte den Kopf. Jetzt zuckten die Augen. Sogar die rechte Hand hob er an und tastete sich zu seinem Gesicht vor, weil sich dort die

Verletzung befand. Allerdings erreichte er die Nase nicht.. Kurz zuvor senkte sich seine Hand wieder.

Er stöhnte stärker. Speichel floß aus seinem Mund. Mit einem pfeifenden Atemzug holte er Luft. Und wieder bewegten sich seine Augen. Das Zucken, noch ein Stöhnen, dann schaute er uns plötzlich an.

Wir hatten darauf gewartet und auch damit gerechnet, aber die Überraschung lag auf seiner Seite. Er mußte mit sich selbst klarkommen, und er sah sich plötzlich zwei fremden Personen gegenüber, mit deren Gegenwart er nicht zurechtkam.

Ein Mensch wie dieser Mann hätte eigentlich dunkle Pupillen haben müssen. Das war aber nicht der Fall. Seine Pupillen waren grau wie eine Glasscheibe in einem Badezimmer. Nicht mal richtig klar, und auch so etwas wie einen Ausdruck entdeckten wir nicht in den Augen.

Aber zumindest hinter dem linken Auge hatte etwas gezuckt. Darüber mußte man sich Gedanken machen.

»Können Sie uns hören?« fragte ich ihn.

Das bestimmt, denn er schielte mich an.

»Wir werden Sie in ärztliche Behandlung geben, damit er sich Ihre Nase anschauen kann. Danach werden wir uns intensiver unterhalten. Haben Sie große Schmerzen?«

Er gab mir keine Antwort. Überhaupt wies nichts darauf hin, daß er mich verstanden hatte. Aber er bewegte nach einer Weile den Mund, und tatsächlich formulierte er einige Worte, die uns allerdings fremd waren, da er sie in einer Sprache hervorbrachte, die uns nichts sagte. Ob sie nun aus dem hebräischen Raum stammte, wußten wir nicht. Jedenfalls wiesen die kehligen Laute darauf hin.

Nach einigen Sekunden stellten wir fest, daß sich die Worte wiederholten. Er sagte immer wieder das gleiche, und er sprach auch lauter, während nicht nur sein Körper anfing zu zucken, sondern auch die Hände. Er krümmte die Finger und preßte sie in das Polster der Couch hinein.

»Okay«, sagte ich. »Es ist alles in Ordnung. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Der Arzt…«

»Den will er gar nicht, John.«

»Wieso?«

»Er hat andere Probleme«, erklärte Suko. »Da geht etwas mit ihm vor. In seinem Innern denke ich, das sich auch äußerlich zeigt. Er gehört zu den Verlierern und scheint dafür bezahlen zu müssen.«

»Das ist weit hergeholt.«

»Warte ab.«

Uns blieb nichts anderes übrig. Es machte uns keinen Spaß zuzuschauen, wie sich der Mann auf der Couch quälte. Er litt unter einem Einfluß, mit dem wir nicht zurechtkamen. Gerade in Höhe der

Augen bewegte sich wieder die Haut, auch die Pupillen wurden nicht mehr in Ruhe gelassen. Immer noch war das linke Auge besonders betroffen, es wölbte sich weit vor.

»Da ist was, John. Da ist irgend etwas, das sich nach vorn und ins Freie wühlen will.«

Inzwischen gab ich Suko recht. Wir konnten es auch nicht aufhalten. Im Innern wühlte es weiter, und das Auge des Mannes hatte sich auf eine erschreckende Art und Weise geweitet. Für mich sah es so aus, als sollte es jeden Augenblick platzen und uns seinen Inhalt entgegenschleudern.

Das passierte.

Es ging nicht mal schnell, denn es fing mit einer Veränderung der im Vergleich riesig gewordenen Pupille an. Jetzt sah sie tatsächlich aus, als bestünde sie aus Glas, aber dieses Glas hatte plötzlich Risse bekommen, wohl durch den ungeheuren Druck.

Das Auge platzte auf.

Uns spritzte etwas von der Masse entgegen, aber es traf uns nicht, weil wir zu weit entfernt standen. Trotzdem zuckten wir zurück. Wir wären auch so zurückgezuckt, denn aus dem linken Auge löste sich etwas, das bisher hinter ihm gelauert hatte.

Ein Tier krabbelte hervor.

Ein Käfer…

***

Wir hielten den Atem an, denn damit kamen wir nicht zurecht. Ein dicker, schwarzer Mistkäfer mit gebogenen Fühlern und Greifern. Ein Mistkäfer, der sich im Dreck wohl gefühlt hätte und nicht im Kopf eines Menschen, in dem er tatsächlich seinen Platz gefunden hatte.

Der Käfer kam mir zudem groß vor. Lang wie ein Fingen und er hatte Mühe, sich aus der leeren Augenhöhle zu drücken, während der Fremde auf dem Sofa auf eine schreckliche Art und Weise wimmerte, dabei um sich trat, aber nicht den Versuch unternahm, aufzustehen. Er blieb liegen.

Der Käfer kämpfte sich frei. Seine Beine suchten Halt und fanden ihn am unteren Augenrand. Dann bekam er einen Schubs und hatte das Versteck verlassen. Eine schleimige Masse zog er noch hinter sich her, als er über die Wange des wimmernden Mannes hinwegkroch und sich dem Mund näherte.

Wir saßen da und staunten. Natürlich ging uns das Bild unter die Haut.

Es war einfach nicht zu erklären, was hier ablief, und wir waren schon einiges gewohnt.

Ich erhaschte einen Blick in das jetzt leere Auge, dessen Umriß unheimlich und furchteinflößend wirkte und mir zudem vorkam wie

der Eingang zu einem Tunnel.
Der Mann wimmerte. Aber der Käfer nahm darauf keine Rücksicht. Er bewegte sich über das Kinn hinweg, passierte den Hals und erreichte die Brust, über die er hinwegkrabbelte, um sich anschließend für die Rückenlehne der Couch zu interessieren, über die er seinen Weg nach oben fand.
Wir hätten ihn zerknacken und zerstören können, aber uns hielt etwas davon ab. Für uns war das kein normaler Käfer, sondern einer, der eine bestimmte Bedeutung besaß.
Noch tat er nichts. Er bewegte sich völlig normal. Es gab für ihn keine Probleme, als er mit seinen zuckenden, dünnen Beinen noch weiter an der Innenseite der Lehne hockletterte und sich bald auf der Kante wiederfinden würde.
Mich interessierte der Mann. Er litt unter wahnsinnigen Schmerzen. Man hatte ihm sein Augenlicht genommen. Es konnte sogar von innen her aufgefressen worden sein, und ich wußte auch im Moment nicht, wie wir ihm helfen sollten.
Ich hörte ein leises Knistern, ohne genau zu wissen, woher es gekommen war. Zwangsläufig konzentrierte ich mich wieder auf den Fremden und bemerkte auch das Zucken unter seiner Gesichtshaut, als hätten sich dort weitere Käfer versammelt, die nur darauf lauerten, endlich den Widerstand sprengen zu können, um ins Freie zu gelangen.
Das passierte nicht. Die Haut hielt, und der Fremde lebte noch weiter mit seinen schrecklichen Qualen.
Dann bäumte er sich hoch und riß den Mund auf.
Ich schaute in seinen Rachen hinein. Krabbelte dort vielleicht etwas?
Ich wußte es nicht. Es konnte, aber es mußte nicht sein. Jedenfalls schloß sich der Mund wieder wie eine Falle. Zugleich fiel der Mann zurück. Sein Körper erschlaffte.
Das eine Auge sah starr aus. Diesen Blick kannte ich, da ich in meinem Leben schon zu viele Tote gesehen hatte. Mir war bewußt, daß der Mann, der mir seinen Dolch hatte in den Rücken rammen wollen, nicht mehr lebte.
Auf der Couch lag ein Toter.

***

»Suko«, sagte ich leise, als ich den ersten Schreck überwunden hatte.
Mein Freund hatte sich von mir entfernt, um den Weg zu verfolgen. Jetzt drehte er den Kopf und schaute mich an. »Was ist denn?«
»Er ist tot.«
Der Inspektor stand für einen Moment unbeweglich. Er atmete tief ein.
Einen Kommentar gab er zunächst nicht ab, aber seine Gesichtzüge

verhärteten sich. Ich ahnte, welche Frage er stellen wollte und kam ihm mit der Antwort zuvor. »Nein, ich habe nichts daran getan. Sein Auge platzte weg, dann starb er, als der Käfer ihn verlassen hatte.«

»Okay, daran können wir nichts ändern. Aber der ist hier, John. Ich behalte ihn im Auge.«

Die Möbel hatte der Käfer verlassen, und er krabbelte jetzt, groß, dunkelgrau und fett über den Teppich hinweg. Ich erhob mich von der Couch, um seinen Weg zu verfolgen. Das Tier kam mir vor wie jemand, der sich in einer fremden Umgebung zurechtfinden mußte und eigentlich nie genau wußte, wohin er zu gehen hatte. In einem Zickzackkurs umrundete er die Stuhlbeine, ging an ihnen vorbei und schien ein Versteck zu suchen, was ihm aber nicht gelang, denn jedesmal war Suko zu Stelle und versperrte ihm den Weg.

Wir hatten schon Zeit gehabt, uns dieses Tier genauer anzuschauen, und beide waren wir davon überzeugt, einen besonderen Käfer vor uns zu haben. »Soll ich dir sagen, was das für ein Tier ist?« fragte Suko.

»Ich weiß es selbst. Ein Skarabäus.«

»Genau.«

»Das heißt, wir haben es mit einem Tier zu tun, das im alten Ägypten hoch verehrt wurde und als Symbol der Auferstehung und der Wiedergeburt galt. Ist das die Spur, an der wir uns festhalten können?«

»Ich weiß es nicht.«

Wir ließen den Käfer nicht aus den Augen. Er krabbelte ziemlich schnell und hob sich deutlich an meinem grauen Teppichboden ab. Die langen, gebogenen Zangen rechts und links des Kopfes waren ausgestreckt, als wollten sie nach einer Beute greifen.

»Was machen wir mit ihm, John?«

»Erschlagen?«

»Wäre eine Möglichkeit.«

»Oder fangen und untersuchen.«

»Das gefällt mir besser.«

»Okay, Suko, behalte ihn im Auge. Ich versuche, ein Gefäß aufzutreiben, in das er hineinpaßt.«

»Ein Konfitürenglas wäre nicht schlecht.«

»Daran habe ich auch schon gedacht. In der Küche werde ich sicherlich eines finden.« Mit einem letzten Blick auf den Käfer, der versuchte, unter dem Couchtisch eine Deckung zu finden, verließ ich den Raum.

Viel fand sich nicht in meiner Küche. Wenn ich Gläser sah, dann waren sie gefüllt, und ich zog einige Schranktüren auf, bis ich schließlich eines fand, das etwas größer war. In ihm befanden sich in Tüten verpackt, einige uralte Gewürze.

Ich kippte sie aus, nahm noch ein Tuch mit und kehrte zurück in den Wohnraum.
Suko hatte den Käfer in eine Falle getrieben. Immer wenn er ihm entwischen wollte, stand ihm plötzich der Fuß eines Menschen im Weg, und der war schneller als der Skarabäus mit seinen kurzen Beinen.
Ich warf das Tuch über ihn. Ob er starr wurde oder nicht, fand ich nicht heraus. Jedenfalls knüllte ich das Tuch zusammen, ging dabei vorsichtig um und brachte meinen Fang dorthin, wo das offene Glas auf dem Tisch stand.
Wenig später fiel der Mistkäfer hinein. Er landete auf dem Rücken, strampelte sich aber frei und wollte an der Innenseite hochklettern, um sein Gefängnis zu verlassen.
Das gelang ihm nicht, denn ich hatte bereits den Deckel zugeschraubt.
Tief atmete ich durch, nickte Suko zu und sagte: »Das also ist es dann gewesen, denke ich.«
Mein Freund zeigte ein schiefes Grinsen. »Glaubst du wirklich?«
»Na ja…«
»Ich würde sagen, daß wir erst am Beginn stehen. Es geht erst richtig los.«
»Das fürchte ich auch.« Dem Käfer warf ich noch einen Blick zu. Immer wieder unternahm er den Versuch, es zu verlassen, aber das Glas war einfach zu stabil.
Wir konnten den Toten nicht in der Wohnung lassen. Die Kollegen würden kommen müssen, um ihn wegzuschaffen. Suko hatte sie bereits angerufen, während ich in der Küche gewesen war.
»Haben sie etwas gesagt?«
»Ja, sie jubelten. Sie konnten ihr Glück gar nicht fassen, daß mal wieder einer von uns beiden mit ihnen gesprochen hat. Da waren sie richtig aus dem Häuschen.«
Es war mir egal, obwohl ich auf ihn deutete. »Er wird ein Problem sein, denke ich.«
»Wie meinst du das?«
»Mehr ein medizinisches. Ich bin nämlich auf die Obduktion gespannt. Wer sagt uns eigentlich, daß nur ein Käfer in diesem Körper gesteckt hat?«
Suko runzelte die Stirn. »Verdammt, da hast du recht.«
»Eben.«
»Trotzdem will es mir nicht passen, wenn ich daran denke, daß in diesem Toten noch zahlreiche Käfer krabbeln. Das will mir einfach nicht in den Kopf.«
»Darauf nehmen die keine Rücksicht.«
»Stimmt auch wieder.« Ich holte meine Lampe hervor. Die kleine

Leuchte gab einen Strahl ab, der schmal genug war, um in das Auge hineinleuchten zu können. Ich wollte wissen, was sich in diesem Tunnel befand. Knochen, Gehirnmasse, Adern, Muskeln, das mußte doch alles vorhanden sein.

Auch Suko schaute mir von der Seite her zu, als ich den Strahl in das Loch hineinschickte.

Es war nichts zu sehen.

Zwar wurde es erhellt, aber der Kopf selbst war leer, als hätte der Käfer alles weggefressen.

»Verdammt, das kann doch nicht wahr sein«, stöhnte mein Freund. »Wir sollten darauf drängen, daß die Obduktion noch in der Nacht durchgeführt wird.«

»Das wäre nicht schlecht«, sagte ich und schaltete die Lampe wieder aus. »Möchtest du denn dabeisein?«

»Das war Sinn meiner Bemerkung.«

»Okay, ich auch.«

»Fragt sich nur, was wir mit dem Käfer machen, John. Willst du ihn hier in deiner Wohnung lassen?«

»Warum nicht? Oder hast du eine andere Idee? Willst du ihn einem Tierpräparator überlassen?«

»Nein, das nicht. Ich denke, daß er uns noch weiterbringen wird. Wir sollten ihn nicht unbewacht lassen.«

»Dann kennst du schon einen Wächter.«

Suko deutete auf die Wand. »Nebenan wohnen Shao und ich. Ich werde sie mal fragen, was sie davon hält, eine Wächterin zu spielen.«

»Okay, versuche es.«

Suko verließ meine Wohnung. Ich blieb zurück mit einem Toten und einem Tier, das aus dessen Auge gekrochen war. Ein Skarabäus, eines der Tiere, die im alten Ägypten verehrt wurden. Daraus war eigentlich nur zu folgern, daß auch dieser Tote aus dem Land am Nil stammte.

Wahrscheinlich gehörte er dort einer Gruppe oder Sekte an, deren Götze etwas mit diesem dunkelgrauen Dungkäfer zu tun hatte.

Ob es stimmte, spielte bei mir keine Rolle. Ich wunderte mich nur darüber, daß mir dieser Mann in der Tiefgarage aufgelauert hatte, um mir seinen Dolch in den Rücken zu stoßen. Ich hatte ihm nichts getan.

Ich war auch nicht mit den Käfern in Verbindung gekommen. Da paßte einiges nicht zusammen.

Was hatte ich getan, um angegriffen zu werden? Was rechtfertigte einen Mordversuch?

Eine Antwort würde ich jetzt nicht bekommen, und ich dachte auch nicht weiter darüber nach.

Shao und Suko betraten gemeinsam meine Wohnung. Sie hatte die Tür mit dem Ersatzschlüssel geöffnet. Über ihr Nachthemd hatte die dunkelhaarige Chinesin einen hellen Bademantel gestreift. Sie war

etwas blaß und erklärte mir, daß Suko sie bereits eingeweiht hatte.

»Kannst du dir darauf einen Reim machen?«

»Nein, John, kann ich nicht.« Sie ging an mir vorbei und blieb am Tisch stehen. Mit ziemlich gemischten Gefühlen schaute sie gegen das große Glas, in dem sich der dunkle Käfer bewegte und immer wieder versuchte, an den glatten Innenwänden in die Höhe zu klettern. Er schaffte es bis zu einem bestimmten Punkt dicht unter dem Deckel, bevor er dort wieder abrutsche, ohne die Innenseite des Deckels erreicht zu haben. So würde er nie aus seinem Gefängnis herauskommen.

Shao hob die Schultern. »Das ist schon ein sehr komisches Tier«, gab sie zu.

»Wie meinst du das?«

»Er ist mir fremd.«

»Aber du fürchtest dich nicht vor ihm?«

»Nein, das nicht. Angst habe ich nicht. Aber es ist mir auch neu. Ich habe bisher darüber nur gelesen und gehört, aber es nie aus der Nähe gesehen.«

»Du kannst ja mal im Internet surfen. Vielleicht findest du dort nähere Angaben über den Skarabäus.«

Sie tippte nur gegen ihre Stirn und deutete damit an, was sie von meinem Vorschlag hielt. Danach warf sie einen Blick auf den Toten und bekam eine Gänsehaut, als sie das linke leere Auge sah. »Das ist ja furchtbar«, flüsterte sie. »Wie mag es nur im Rest seines Kopfes aussehen?«

»Überhaupt nicht«, sagte Suko. »Wir haben hineingeleuchtet. Er wirkte auf uns leer. Als hätte jemand alles weggefressen.«

»Der Käfer?«

Suko hob die Schultern.

»Das glaube ich nicht«, flüsterte Shao und warf dem gefangenen Tier einen scheuen Blick zu.

»Wir wissen nichts«, sagte Suko. »Noch nichts. Frag John mal, warum ihn der Mann töten wollte!«

»Ja, darüber habe ich auch schon nachgedacht. Ihr müßt ihm irgendwie auf die Zehen getreten sein. In der Vergangenheit.« Suko sprach auch von einer altägyptischen Rache.

»Das kriegen wir noch heraus«, sagte ich.

»Und ich gebe inzwischen auf den Käfer acht.«

»Ja, tu das. Sein Gefängnis wird er nicht verlassen können.« Ich lächelte Shao zu. »So stark ist er nicht.«

»Okay, ich nehme ihn jetzt mit. Wenn eure Kollegen kommen, störe ich nur.«

»Das versteht sich«, erwiderte ich.

Suko reichte seiner Partnerin ein Glas. Shao trug es vorsichtig mit

beiden Händen. Sie wurde von Suko zur Wohnungstür gebracht, während ich nachdenklich und auch grüblerisch zurückblieb.

Bisher hatten wir nichts, auf was wir bauen oder wo wir zumindest ansetzen konnten. Dieser gesamte Fall lag noch wie unter einem dunklen Nebel verschwunden.

Mir fiel Sukos besorgtes Gesicht auf, als er wieder zu mir zurückkehrte.

»Hast du was?«

»Ja, John. Irgendwo mache ich mir schon gewisse Sorgen über den Fall. Aber nicht nur über ihn. Es ist auch wegen Shao. Sie ist jetzt allein mit dem verdammten Käfer.«

»Wieso? Was stört dich?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Aber der ist eingeschlossen.«

»Stimmt, das war er auch im Gehirn. Und er kam trotzdem frei.«

Ich hielt dagegen. »Das Glas ist dick und stabiler als ein Auge. Daran solltest du denken.«

»Du meinst also, daß alles klappt?«

Die Antwort blieb mir erspart, weil die Türglocke anschlug und ich schnell öffnen wollte. Es waren die Kollegen, mit denen ich kurz durch die Sprechanlage redete. Begeistert klang der Sprecher nicht, der sich als Peter Hillman vorstellte.

»Kommen Sie mit Ihren Leuten hoch, Mr. Hillman. Sie brauchen die Leiche nur abzuholen.«

»Wohin sollen wir sie denn schaffen?«

»Nicht in die normale Obduktion der Metropolitan Police. Um diesen Toten wird sich Scotland Yard kümmern.«

»Ist okay, Mr. Sinclair.«

Ich drückte von hier aus auf, denn während der Nacht gab es in dem Haus keinen Portier. Früher war es so gewesen. Auf einer letzten Versammlung hatten viele Mieter dagegen gestimmt, weil sie fanden, daß dieser Bunker, wie das Hochhaus von einigen genannt wurde, genügend gesichert war. Ich hatte eine andere Meinung. Sie war mir durch das Eindringen des Meuchelmörders bestätigt worden.

Die Männer waren zu viert. Zwei von ihnen trugen die Wanne, in der der Tote seinen Platz finden würde. Peter Hillman war ein kräftiger Mann mit blonden, struwweligen Haaren. Er sah etwas zerknittert aus. Unter den Augen malten sich Ränder ab, und er sprach davon, daß es schon seine fünfte Nachtsqhicht war. Nie hatte er in den letzten Nächten Ruhe gehabt, immer war etwas los gewesen. Aber seine Beschwerden verstummten, als er die Leiche sah.

»Scheiße«, sagte er nur.

»Das ist auch Ihnen neu, wie?«

»Ja«, gab er zu. »Ein Toter, der nur ein Auge hat…« Er schüttelte den

Kopf. »Das sieht ja richtig leer aus, als hätte man alles, was sich dahinter befunden hat, einfach weggeätzt.«
»So ähnlich ist es auch gewesen.«
»Da werden sich die Ärzte freuen.«
Ich verstand seine Ironie. Dann schuf ich den beiden Männern Platz, die sich um den Toten kümmerten. Die Wanne hatten sie neben die Couch gestellt. Sie hoben den starren Körper an und legten ihn in die Wanne hinein, dann schlossen sie den Deckel und klemmten ihn fest.
Hillman schaute sich noch um. »War das alles?«
»Hier schon«, sagte ich. »Aber ich werde hinter ihnen herfahren, denn die Obduktion können wir uns nicht entgehen lassen.«
»Das macht Ihnen doch keinen Spaß - oder?« fragte er mit verzogenem Mund.
»Bestimmt nicht.«
Suko war ebenfalls abmarschbereit. Im Flur ließen wir den Kollegen den Vortritt. Es war still. Kein Mensch sah uns in den Lift steigen. Mein Freund Suko zeigte ein sorgenvolles Gesicht. Ich ging davon aus, daß er mit den Gedanken bei Shao war, die den Käfer in ihrer Wohnung hatte und ihn bewachen sollte.
»Er ist sicher«, sagte ich zu meinem Freund, um ihn aufzumuntern.
»Meinst du?«
»Was sollte denn passieren?«
»Das weiß ich nicht. Und das ist eben das Fatale an der Sache…«

***

Shao war zwar auch nicht glücklich darüber, die Aufpasserin für diesen Käfer spielen zu müssen, aber einen Rückzieher hatte sie auch nicht machen wollen, deshalb nahm sie ihn auch mit, stellte ihn aber nicht in das Schlafzimmer, sondern suchte für das große Glas einen Platz im Wohnraum.
Der Eßtisch schied aus. Sie wollte den Käfer einfach nicht dorthin stellen, wo sie aß, auch wenn er in einem Gefängnis steckte. Der Schreibtisch kam ihr recht. Dort befand sich zwar ihr Computer, aber in seiner Umgebung gab es noch genügend Platz für das Glas, und so stellte Shao es neben dem Monitor ab.
Sie schaltete die Lampe ein, die das Glas anstrahlte, und natürlich auch seinen Inhalt. Sehr deutlich konnte sie den Käfer jetzt sehen, der nicht mehr versuchte, an den Innenrändern hochzukrabbeln, sondern auf dem Boden lag und zuckte, die beiden Zangen ausgestreckt. Es sah so aus, als wollte er immer wieder beißen, und Shao, die sich gebückt und ihr Gesicht dicht an das Glas herangebracht hatte, verzog bei diesen ihr fremden Bewegungen des öfteren die Nase.
»Du kommst nicht aus deinem Gefängnis heraus«, flüsterte sie dem Käfer zu. »Du wirst ein Gefangener bleiben. Hier ist nicht das alte

Ägypten, hier verehrt dich niemand.«

Sie stellte sich wieder hin und überlegte, ob sie das Licht der Schreibtischlampe brennen lassen sollte. Sie selbst wollte nicht als Aufpasserin vor dem Glas hocken bleiben, sondern sich ins Bett legen.

Außerdem fühlte sie sich müde. Die Stunden vor dem Bildschirm waren nicht immer ein Vergnügen.

Bevor sie ging, klopfte sie mit dem Fingernagel gegen das Glas. Der Skarabäus rührte sich nicht. Er blieb in seiner Haltung und sah sogar aus, als hätte er sich aufgebläht.

»Dann eben nicht«, sagte Shao, drehte die Lampe zur Seite, damit das Glas mehr im Dunkeln stand und betrat selbst das Schlafzimmer, um sich hinzulegen. Sie gähnte, während sie den Bademantel ablegte und das Bett aufdeckte.

Dann streckte sich Shao aus. Sie war froh, sich hinlegen zu können. Ihre Augen hatten sich an das wenige Licht im Schlafzimmer gewöhnt. Da die Tür nicht geschlossen war, fiel noch der schwache Schein aus dem Wohnraum in das Zimmer. Er Verlor sich unterwegs und erreichte kaum das Bett.

Shao streckte sich aus. Sie hatte lange gesessen, und ihr Gähnen zeugte davon, daß sie rechtschaffen müde war.

Normalerweise wäre sie sofort eingeschlafen. Jetzt allerdings schwirrten ihr die Ereignisse der letzten Stunden noch zu stark durch den Kopf. Sie beschäftigten sie, obwohl sie versuchte, die Erinnerung daran zu verdrängen.

Das gelang ihr nicht. Die Gedanken waren stärker und störten sie auch beim Einschlafen. Sie hatte regelrecht mit sich zu kämpfen, da brachte es auch nichts, wenn sie des öfteren laut gähnte. Hinzu kam auch das Wissen um den fremden und irgendwo komischen oder leicht unheimlichen Gast in ihrer Wohnung. Ein Skarabäus kam in diesen Breiten höchstens im Zoo vor.

Shao hatte gute Nerven. Und sie verstand es auch, sich zu entspannen.

Den Vorteil hatte sie anderen gegenüber schon. So fielen ihr irgendwann die Augen zu.

Nur sank sie nicht in einen tiefen Schlaf. Es war nur ein leichter Schlummer, der sie festhielt, aber er war gefüllt mit nicht eben angenehmen Träumen. Die drehten sich um die Ereignisse, die Shao vor kurzem erlebt hatte.

Käfer spielten darin eine Hauptrolle.

Nicht nur einer, sondern viele. Es waren schon Hunderte dicker, schillernden Käfer, die sich aus einer fahlen Dunkelheit hervorhoben wie eine gewaltige Woge aus dem Wüstensand, in dem sich die Käfer zuvor versteckt gehalten hatten.

Sie kamen.

Sie waren schnell.

Sie blieben zusammen. Und sie trampelten alles nieder. Nichts konnte sie aufhalten. Die Masse der Käfer war so schlimm wie die Heuschreckenplage, von der im Alten Testament die Rede gewesen war.

Damals waren sie und sechs andere Plagen über das Land Ägypten hergefallen, um den Pharao zu zwingen, das Volk der Israeliten aus der Gefangenschaft und der Knechtschaft gehen zu lassen.

Aber diesmal kamen die Käfer.

Überall waren sie. In einer gewaltigen Breite näherten sie sich einem Ziel, um es zu zerbeißen, zu fressen und es einfach zu überrennen.

Dieses Ziel war Shao.

Im Traum versuchte sie, der mächtigen Woge zu entkommen. Aber sie mußte dabei durch den tiefen Sand laufen. Bei jedem Schritt sackte sie bis über die Knöchel hinweg ein. Sie hatte Mühe, ihre Füße wieder hervorzuziehen, um weiterzurennen, obwohl die Woge der Käfer schneller war und aufholte.

Shao gab ihr bestes.

Dann fiel sie hin. Der Sand stob auf, als sie mit dem Gesicht darüber hinwegscharrte.

Sie wollte schreien, nur drangen Sand und Staub in den offenen Mund.

Sie erstickte.

Die Käfer kamen näher. Die gewaltige Masse fiel zuerst wie ein Schatten über sie hinweg. Dann hatten sie die hilflose Shao erreicht. Sie bissen zu. Sie zwickten. Sie fanden immer wieder Stellen. Die Kleidung schützte sie nicht, und nahe ihrer Ohren hörte sie ein Summen, das einfach nicht weichen wollte. Shao erwachte.

Sie keuchte, schnappte nach Luft, richtete sich auf und war schweißgebadet.

Das Summen blieb auch in diesem Zustand, aber es war relativ harmlos geworden, denn eine Mücke hatte sich ins Schlafzimmer verirrt und summte an ihren Ohren entlang.

Tief atmete sie aus. Dieser Alptraum war einfach schrecklich gewesen und hatte auch ihr Herz in Mitleidenschaft gezogen, das schnell und unregelmäßig schlug. Sie war fertig. Fühlte sich erschöpft. Sie hatte im Traum gekämpft, ohne jedoch gewinnen zu können, denn letztendlich waren die Käfermassen doch schneller gewesen.

In Schweiß gebadet blieb sie sitzen. An und hinter den Augen spürte sie einen starken Druck. Der Atem drang keuchend über ihre Lippen. Das Haar klebte in der Stirn. Es war zerwühlt, als wären immer wieder Hände durch die dunkle Flut gefahren.

Sie wußte auch nicht, wie lange sie geschlafen und geträumt hatte.

Jedenfalls war das Bett neben ihr leer. Suko war noch nicht wieder

zurückgekommen.

Sie schaute auf die Uhr, verglich die Zeit und kam zu dem Ergebnis, daß dieser kurze Schlaf mit dem schlimmen Traum nicht mal eine halbe Stunde gedauert haben konnte.

Die Uhr zeigte genau sechs Minuten nach zwei.

Eine Zeit, in der kaum jemand auf den Beinen war. Da schliefen die Menschen tief und fest, aber sie war hellwach.

Nur durch den Traum?

Ja und nein. Shao war es nicht fremd. Schon öfter war sie durch irgendwelche Träume geweckt worden, aber dieser letzte hatte sie doch stark mitgenommen. Er war einfach so schrecklich real gewesen. Sie hatte die Woge aus Käfern genau gespürt, wie sie über sie hergefallen war und sie gebissen hatte.

Die Mücke war verschwunden. Kein Summen störte Shao. Die nächtliche Ruhe hatte sich wieder eingefunden - bis sie das Geräusch hörte.

Nicht im Schlafzimmer, auch nicht von ihr selbst abgegeben, es war aus der Wohnung gekommen. Dem Wohnraum.

Dort stand auch das Glas mit dem Käfer!

Shao rieselte ein Schauer über den Rücken, als sie daran dachte und sich das Geräusch wieder in die Erinnerung rief. Es hatte einen Nachklang gehabt, als wäre etwas zersprungen. Ein besonders empfindliches Material.

Bei diesem Gedanken begann ihr Herz wieder rasend zu klopfen. Das empfindliche Material konnte durchaus Glas gewesen sein.

Glas, das als dicht angesehen worden war. Dicht und fest. So hart, daß es von einem Käfer nicht zerstört werden konnte. Oder doch?

Der Skarabäus!

Der Name grub sich in Shaos Gedankenwelt. Noch immer saß sie im Bett, lauschte und wartete, obwohl sie sich vor der Wiederholung des Geräuschs fürchtete.

Noch passierte nichts.

Das Haar war ihr von zwei Seiten ins Gesicht gefallen. Shao strich es wieder zurück und wollte sich eingestehen, daß dieses Geräusch ein Teil ihres Traums gewesen war und sie sich einfach geirrt hatte.

Ping…

Wieder war es zu hören gewesen. Diesmal zuckte sie zusammen, als wäre sie geschlagen worden. Und Shao wußte genau, daß sie keinem Irrtum erlegen war.

Etwas war geplatzt.

Das Glas mit dem Käfer. Es gab für sie keine andere Möglichkeit. Und es war zudem im Wohnraum aufgeklungen, nicht in der Küche. Wieder schauderte sie und schaute über die Bettkante hinweg auf die helle Stelle, die das einfließende Licht hinterlassen hatte. Sie wollte

sehen, ob sich dort etwas bewegte und hätte sich auch darüber nicht gewundert, wenn es der Käfer gewesen wäre.

Da war aber nichts.

Das beruhigte sie weniger, denn die Erinnerungen blieben. Shao gehörte nicht eben zu den ängstlichen Menschen. Oft genug hatte sie sich als Kämpferin gezeigt, aber dieser Käfer war ihr schon unheimlich. Daran konnte auch ihre phantastische Herkunft, als Erbin der Sonnenkönigin Amaterasu, nichts ändern.

Das war weit in die Vergangenheit gedrängt worden. Daß sie jetzt etwas tun mußte, war ihr klar. Sie wußte auch schon, wie sie es schaffte, Klarheit zu bekommen. Sie mußte zuerst das Bett und danach das Schlafzimmer verlassen. Eine völlig normale Geste, unzählige Male schon durchgeführt, aber in diesem Fall doch mit Furcht behaftet.

Die Chinesin mußte sich erst überwinden, um die Beine aus dem Bett schwingen zu können. Sie fror dabei. Das Fenster hatte sie schräg gestellt. Kühle Nachtluft wehte in den Raum und verteilte sich.

Ihre nackten Füße schlüpften in die bereit stehenden flachen Pantoffeln.

Ohne sie wollte sie nicht ins Wohnzimmer gehen. Der Gedanke, plötzlich ungeschützt vielleicht auf den Käfer zu treten, war ihr mehr als unangenehm.

Die offene Tür lockte sie, und Shao streifte wie ein Schatten durch den Widerschein. Sie betrat den Flur, der ebenfalls in einem Halbdunkel lag.

Sie sah die offene Wohnzimmertür. Deren Umgebung wurde in das hellere Licht der Schreibtischleuchte getaucht. Aber auch dort war keine Bewegung zu sehen.

Ping…

Zum drittenmal wehte dieser Laut an ihre Ohren. Und diesmal sehr deutlich.

Wobei es bei diesem Geräusch nicht blieb, denn sofort danach nahm sie das Knirschen wahr. Diese helle Geräusch, mit dem das Glas zerbrach.

Der Käfer hatte es geschafft! Der verdammte Käfer ist stärker gewesen als das Glas!

Diese Gedanken wollten aus ihrem Kopf nicht verschwinden. Sie waren und blieben da. Shao sah sich in die Defensive gedrängt. Okay, sie konnte die Wohnung auf einen Verdacht hin verlassen und nach nebenan zu John gehen. Das sah sie aber als feige an. Zudem platte sie noch keinen Beweis für ihre Annahme.

Außerdem war ein Käfer, betrachtete man es normal, kein richtiger Gegner.

Den konnte sie zertreten oder zerstampfen. Entweder mit den eigenen Füßen oder mit einer Waffe.

Shao entschied sich für eine Waffe.

Daß sie sich im Flur befand, war günstig. Hier gab es einen kleinen Einbauschrank, in dem sie normalerweise einiges an Gerumpel aufbewahrte, auch die Putzutensilien.

Suko hatte ihr den Schrank einmal angefertigt und in eine Ecke hineingebaut.

Auf leisen Sohlen, als wollte sie niemanden stören, ging Shao auf die Tür zu. Sie drehte den Schlüssel, öffnete und fand sich auch im Düstern zurecht.

Der Werkzeugkasten stand unten rechts. Um ihn aufzuklappen, brauchte sie ihn nicht erst herauszunehmen. Sie faßte hin, sie klappte ihn auf, sie tastete mit der rechten Hand in das obere kleine Fach hinein und hatte schon beim ersten Griff das gefunden, was sie haben wollte.

Es war ein Hammer!

Ihre Handfläche strich über den etwas rauhen Griff hinweg, als wollte sie ihn streicheln. Dann packte sie fester zu, hob ihn an und war zufrieden.

Das Werkzeug zählte nicht eben zu der kleinsten Größe. Damit würde sie schon manches zertrümmern können, erst recht einen Käfer, wenn er ihr über den Weg lief.

Mittlerweile war sie davon überzeugt, daß das Tier es geschafft hatte, sein Gefängnis zu verlassen. Durch seine Kraft hatte es das Glas zerstört. Und sie würde ihn mit dem Hammer vernichten. Es war ihr egal, ob sie Beweismaterial zerstörte oder nicht.

Im Wohnraum war es still geworden. Nicht das kleinste Geräusch drang nach draußen. Die Stille lag wie Watte im Raum und drängte sich zwischen den Wänden zusammen.

Shao hatte die wenigen Schritte bis zur Wohnzimmertür rasch zurückgelegt.

Vor der Schwelle blieb sie stehen. Sie fror wieder. Den Bademantel wollte sie nicht überstreifen.

Noch hing der rechte Arm, dessen Hand den Hammergriff umklammert hielt, nach unten. Das Werkzeug war ziemlich schwer, es zog an ihrem Arm, aber Shao war auch kräftig genug, um damit zurechtzukommen.

Sie hob den Hammer an. Dann drehte sie ihn herum, damit die flache Seite nach vorn wies.

Jetzt fühlte sie sich besser, wenn auch nicht voll auf der Höhe. Aber sie war bereit, den Kampf mit dem Skarabäus aufzunehmen.

Der erste Blick in den Wohnraum brachte nicht viel. Von dieser Stelle aus gesehen, konnte sie die Scherben des zerbrochenen Glases nicht erkennen, weil das Gehäuse des Rechners sie verdeckte.

Shao ärgerte sich über ihre eigene Unsicherheit. Aber die mußte sie

überwinden, und sie überwand dieses Gefühl auch, als sie mit einem entschlossenen Schritt das Wohnzimmer betrat.

Die Lampe gab ihren kalten und fächerförmigen Strahl in eine andere Richtung ab. Shao suchte auf dem Boden nach dem Käfer. Sie wollte nicht daran glauben, daß er sich noch auf dem Schreibtisch nahe des Computers aufhielt. Wenn sein Gefängnis zerbrochen war, ließ er sich eine derartige Gelegenheit nicht entgehen.

Die Pantoffeln waren dünn. Shao mußte auf Scherben achten, um sich nicht zu verletzen.

Deshalb ging sie so langsam, als wäre sie fremd in ihrer eigenen Wohnung.

Noch beließ sie es beim Licht der Schreibtischlampe. Die Deckenleuchte wollte sie so spät wie möglich einschalten. Erst einmal nachschauen, was tatsächlich passiert war.

Shao bewegte sich an ihrem Computer vorbei. Den rechten Arm hielt sie halb erhoben. Wenn es darauf ankam, würde sie blitzschnell mit dem Hammer zuschlagen können.

Der nächste Schritt.

Sie hielt die Luft an.

Jetzt konnte sie genau die Stelle auf dem Schreibtisch sehen, wo sie das Glas mit dem Skarabäus zurückgelassen hatte.

Es gab kein normales Glas mehr.

Es gab nur Scherben.

Shao stöhnte auf. Aber nicht aus dem Grund, daß sich die Scherben auf dem Schreibtisch verteilt hatten, ihr Entsetzen hatte eine andere Ursache.

Der Käfer war verschwunden!

***

Die Chinesin hatte natürlich damit rechnen müssen. Es war auch nichts Außergewöhnliches. Trotzdem stand sie da und konnte es im ersten Moment nicht fassen. Die letzte Hoffnung, einem Irrtum erlegen zu sein, war dahin, und sie selbst stand vor einem zweiten Scherbenhaufen, der sich aus ihren Empfindungen und Annahmen zusammensetzte. Er war weg.

Er hatte die Gelegenheit genutzt, von der Schreibtischplatte zu flüchten, die Shao blitzschnell abgesucht hatte.

Nein, da bewegte sich kein Tier, auch nicht auf dem Monitor.

Er mußte sein Versteck woanders gefunden haben. Und davon gab es im Wohnzimmer genügend. Hinter einem Stuhl-oder Tischbein konnte er hocken oder auch an der Fußleiste, die im Halbdunkel verschwamm.

Shao überlegte ihr weiteres Vorgehen: Nur keine Panik! Ruhe war angesagt.

Dieser Käfer mochte zwar eklig aussehen, aber er war eigentlich kein Gegner. Ein Schlag mit dem Hammer würde ihn zerquetschen.

Ich muß Schritt für Schritt vorgehen, überlegte sie. Kein unbedachtes und überstürztes Handeln. Immer genau achtgeben, dann konnte es klappen.

Sie ging auf den Lichtschalter zu. Wichtig war es, den Raum zu erhellen.

Alles andere kam wie von selbst. Vielleicht erschreckte sich das Tier durch die plötzliche Helligkeit, verließ sein Versteck, um ein besseres zu suchen und auf dem Weg dorthin würde sie ihn dann mit dem Hammer erwischen.

Schon jetzt hörte sie es krachen. Für einen winzigen Moment überkam sie eine innerliche Vorfreude.

Shao hatte den Schalter erreicht. Den Blick weiterhin ins Zimmr gerichtet, bewegte sie ihn mit der linken Hand.

Augenblicklich lag das Zimmer in der üblichen Helligkeit. Shao hatte das Deckenlicht eingeschaltet.

Die künstliche Sonne leuchtete den Raum aus, aber der Käfer blieb verschwunden.

Er hockte nicht auf einer freien Fläche des Teppichs. Noch immer hielt er sich versteckt, und Shao bückte sich. Sie wollte feststellen, ob er unter dem Tisch saß, sich vielleicht hinter einem Bein verborgen hielt.

Da hörte sie etwas kratzen.

Es war schon ein komisches Geräusch, weil es von knisternden Lauten überdeckt wurde. Es hörte sich an, als hätte jemand mit einer Tüte geraschelt.

Das war er, das war der Skarabäus.

Und das Geräusch verschwand nicht. Shao fand sogar heraus, von wo es aufklang. Aus der Eßecke. Dort standen die Rattanmöbel. Der Tisch, die vier Stühle. Die bunten Kissen auf den Sitzflächen. Das alles war ihr so vertraut. Davor hätte sie sich nicht zu fürchten gebraucht.

Shao hatte sich noch tiefer gebückt. Im Entengang bewegte sie sich voran. Eine Frau, die alles wissen wollte, die unter den Tisch schaute, die ihn dann dort auch entdeckte.

Sie sah ihn, weil er sich genau in dieser Sekunde in Bewegung gesetzt hatte, um den relativ dunklen Ort unter dem Tisch zu verlassen. Nun tauchte er im Licht auf.

Sie traute ihren Augen nicht. Sie blieb nur in dieser anstrengenden Haltung und benützte den Hammer als Stütze. Sie dachte auch nicht daran, den Käfer anzugreifen, und sie fragte sich sogar, ob es wirklich dieser Käfer war, der einmal in dem Marmeladenglas gesessen hatte.

Das mußte er eigentlich sein - auch wenn er nicht mehr so aussah wie vorher, denn er war stark gewachsen. Wahrscheinlich hatte er das

Glas gesprengt!

***

Wir hielten uns in dem Teil des Yard-Gebäudes auf, in den wir normalerweise seltener gingen, denn hier arbeiteten die Spezialisten von der Obduktion. Ärzte, die einen Job hatten, um den ich sie nicht beneidete.

Möglicherweise sah ich das auch falsch, denn die Kollegen waren anderer Meinung. Einer mußte die Arbeit ja machen, und große Gefühle zu zeigen, das hatten sie sich bei den meisten ihrer »Kunden« abgewöhnt.

Die Leiche war angeliefert worden, und wir warteten in einem Vorraum.

Der zuständige Arzt wollte zu uns kommen und kurz mit uns reden. Zuerst aber erschien Peter Hellman wieder. Das schattenlose Licht der Deckenlampe ließ ihn noch bleicher erscheinen.

»Den bin ich los«, sagte er.

»Wieso reden sie so?«

Er blickte mich an und befeuchtete die Lippen mit der Zungenspitze.

»Kann ich Ihnen auch nicht genau sagen, Mr. Sinclair, aber auch in meinem Job hat man Gefühle. Die sind ja nicht abzustellen, denke ich.«

»Richtig. Was fühlten Sie?«

Er deutete auf seine Brust. »Darin bohrte es, wenn ich das mal so ausdrücken darf. Und immer dann, wenn es darin bohrt, weiß ich, daß etwas schiefgeht.«

»Bisher gab es keine Unregelmäßigkeiten«, gab ich zu bedenken.

»Noch nicht.«

»Glauben Sie denn, daß etwas passiert?«

Er kam so nahe an uns heran, daß wir seinen Körpergeruch wahrnahmen.

»Ich will nicht den Hund in der Pfanne verrückt machen, aber einen derartigen Toten habe ich noch nie gesehen. Da ist aus dem Auge etwas herausgekommen. Da hat sich ein Kanal gebildet, und darin ist nichts. Der hatte keinen normalen Kopf, sondern einen leeren Schädel, wie man es oft zu schlechten Schülern sagt. Das hier war für mich kein Witz. Sie glauben gar nicht, wie froh wir waren, als wir hier eintrafen.«

»Haben Sie sich die Leiche denn angeschaut auf der Fahrt hierher?« fragte Suko.

Hellman hob beide Hände und trat wieder zurück, was uns ganz lieb war.

»Gott bewahre, das habe ich nicht getan. Wir haben den Deckel zugelassen.«

»Das war auch gut.«
»Wie meinen Sie das denn, Mr. Suko?«
»Nur so.«
»Oder wissen Sie etwa Bescheid?«
Jetzt war es an uns, überrascht zu sein. »Was meinen Sie damit, Mr. Hellman?«
»Die Geräusche. Das Kratzen. Das komische Knacken oder wie auch immer.«
»War das in dieser Wanne zu hören?«
Er nickte zweimal. »Ja, ja, ja. In der Wanne. Wir haben es gehört, als hätten wir einen Zombie bei uns. Wir wollten den Fahrer schon zum Anhalten zwingen, aber es war kurz vor dem Ziel. Die paar Minuten hielten wir auch noch durch.«
»Und später, als Sie den Toten aus der Wanne holten, haben Sie da etwas bemerkt?« fragte Suko.
»Nein, da war nichts mehr. Wir schauten ihn uns genau an. Er hatte sich nicht verändert.«
»Gut. Dann haben Sie sich die anderen Geräusche möglicherweise nur eingebildet.«
Peter Hellman warf uns einen schrägen Blick zu. »Meinen Sie das wirklich?« Er fügte nichts mehr hinzu, nickte zum Abschied und schlich sich förmlich hinaus.
Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, sagte Suko zu mir: »Jetzt bist du an der Reihe.«
»Wieso? Was meinst du damit?«
»Gib einen Kommentar ab.«
»Keine Ahnung.«
»Dann glaubst du nicht, daß sich die Männer die Geräusche eingebildet haben?«
Ich verzog den Mund zu einem freudlosen Lächeln. »Sagen wir so. Ich lasse es mal dahingestellt sein.«
»Du rechnest mit allem.«
»So ähnlich. Dann werde ich nämlich nie überrascht.«
Eine Überraschung erlebten wir trotzdem, denn der Chef der Abteilung war in dieser Nacht eine Chefin. Wir kannten D. Muriel Seagram vom Sehen her. Sie war eine kleine Frau, mit hennarot gefärbten Haaren.
Etwa vierzig war sie, hatte kleine Sommersprossen auf ihrer blassen Haut. Sie trug eine Brille mit blassen Bügeln, und so war diese Sehhilfe erst beim zweiten Hinschauen zu erkennen.
»Jetzt war es soweit«, sagte sie zur Begrüßung.
»Wie meinen Sie das?«
»Daß wir auch mal dienstlich miteinander zu tun haben, Mr. Sinclair. Gehört habe ich von Ihnen beiden genug.«

»Was denken Sie? Wie sind Ihre Gefühle dabei?«
»Zwiespältig, wenn ich ehrlich sein soll.«
»Dann wissen wir ja jetzt, wo wir dran sind«, sagte Suko.
»Das ist bei mir immer der Fall.«
»Und den Toten haben Sie auch schon gesehen?«
Mit dieser Frage hatte Suko ein Thema angesprochen, das ihr nicht besonders gefiel. »Deshalb bin ich zuerst hierher zu Ihnen gekommen, weil ich über diese Person mit Ihnen reden möchte. Ich habe sie bis dahin in die Kühlbox geschoben.«
»Das war gut!« lobte ich.
Muriel Seagram kam mit dieser Antwort nicht zurecht. »Warum soll das gut gewesen sein?«
»Nur so«, wich ich aus.
Das akzeptierte sie nicht, denn sie lachte uns etwas nervös an. »Oder meinen Sie, daß der Tote gar nicht tot ist?« So spaßig war die Frage nicht gestellt worden.
Ich dachte an Hellmans Bericht. Der Mann hatte von den Kratzgeräuschen erzählt, dieser unerklärlichen Begebenheit, mit der er einfach nicht zurechtkam. Ich hielt den Mund. Dafür sprang Suko ein, als er sich erkundigte: »Was wollen Sie denn wissen, Frau Doktor?«
Die Ärztin holte Luft. »Eigentlich nicht viel. Für mich ist es eine seltsame Leiche. Ich habe mir schließlich einen ersten Eindruck verschaffen können. Dem Toten fehlt das linke Auge. Dahinter ist alles leer.« Sie schüttelte den Kopf. »Verstehen Sie? Da ist nichts. Dabei muß doch dort etwas sein. Dieser Mann kann doch nicht als lebendiger Mensch mit einem leeren Kopf durch die Gegend gelaufen sein. Ich komme damit nicht zurecht. Das ist schon, sagen wir, ungewöhnlich.«
»Stimmt. Eine medizinische Erklärung wird sich für ihn schlecht finden lassen.«
Sukos Bemerkung sorgte bei Dr. Muriel Seagram für ein Aufstöhnen.
»Ich kenne Sie beide ja. Wenn medizinische Erklärungen nicht mehr fruchten oder passen, müssen andere herhalten. Welche denn?«
Suko hob die Schultern.
»Und was ist mit Ihnen, Mr. Sinclair?«
»Ich wäre dafür, daß wir uns den Toten gemeinsam anschauen.«
Sie nickte. »Den namenlosen Toten. Oder wissen Sie, wie der Mann heißt?«
»Nein, da müssen wir passen.«
»Ein Südländer«, murmelte sie. »Mittelmeerraum oder so.«
»Das haben wir uns auch gedacht.«
Die Ärztin holte noch einmal tief Luft, wie jemand, der eine bestimmte Stelle überspringen will und sich noch darauf einrichten muß. »So, dann wollen wir mal.«

Suko und ich ließen sie vorangehen. Hier unten merkte niemand, ob draußen heller Tag oder finstere Nacht war. Hier war immer alles gleich.

Das kalte Licht, die Kälte sorgte für eine Atmosphäre des Todes, die trotzdem lebte. So widersprüchlich sich dieser Vergleich auch anhörte, ich kannte keinen besseren und konnte damit auch leben. Er hatte es nicht geschafft, mich zu töten, und dafür hatte er bezahlen müssen. Es gab demnach Kräfte, die ihn unter Kontrolle hielten und für sein Ableben gesorgt hatten.

Der große Arbeitsraum war unterteilt durch eine Glasscheibe, die ihn in der Breite trennte. An den verschiedenen Tischen arbeiteten die Kollegen, und mehr als die Hälfte der Tische waren belegt. Sie hatten zu tun. Auf eine genaue Beschreibung dessen, was mit den Toten geschah, möchte ich verzichten, aber das Geräusch des Knochensägens, dieses hohe Singen, wollte aus meinen Ohren einfach nicht verschwinden. Auch als ich mich gedanklich auf den Toten konzentrierte, der in einer der Kühlboxen lag.

Das Metall schimmerte im harten Licht der Deckenleuchten. Die breiten Griffe ragten vor. Die Schubladen selbst liefen auf Teleskopschienen und ließen sich leicht herausfahren.

Dr. Muriel Seagram wußte Bescheid.

Zielsicher ging sie auf eine der Laden zu. Sie verglich noch einmal das Schild mit der Nummer und nickte sich selbst zu. »Ja, hier wären wir.«

»Dann mal los«, sagte ich.

Die Ärztin hatte ihre Hand bereits auf den Griff gelegt. Sie lächelte mich kantig an. »Sehr forsch hat sich Ihre Stimme aber nicht angehört, Mr. Sinclair.«

»In dieser Umgebung fühle ich mich nicht eben wohl.«

»Das kann ich verstehen. Auch bei Geister Jägern scheint es wohl Grenzen zu geben.« Sie blickte Suko und mich an.

»Wir sind Menschen«, erklärte mein Freund, »und keine Maschinen.«

»Wie gut, das zu wissen.« Muriel Seagram zog die Lade auf. Es war so gut wie nichts zu hören. Völlig glatt rutschte sie aus der Wand und uns entgegen.

Allerdings lag sie sehr hoch, so daß wir nicht viel sehen konnten. Durch eine Kippvorrichtung glitt sie nach der Arretierung nach unten. Unsere Blicke fielen auf das weißgraue Tuch, das den Körper bedeckte. Aus dem Tragesack war der Tote bereits herausgenommen worden.

Die Ärztin wollte das Tuch zur Seite schlagen. Das gelang ihr nicht, da sie meine Hand stoppte. Ich hatte ihr die Finger auf das Gelenk gelegt.

»Was ist denn?«

»Darf ich das machen?«
»Sicher. Nur - warum?«
Den Grund wollte ich ihr nicht nennen, aber ich hatte gesehen, daß sich unter dem Tuch etwas bewegte. Da hier kein Wind wehte, gab es eigentlich nur eine Erklärung.
Am Rand fing ich einen Blick auf Sukos Gesicht ein. Auch er hatte dieses Rätsel entdeckt, ohne jedoch einen Kommentar zu geben. Er überließ es mir, das Tuch anzulupfen, was ich auch mit einer langsamen Bewegung tat.
Ich sah nicht viel.
Aber ich hörte etwas.
Geräusche, die keinem Gefallen konnten. Ein Knistern oder Knabbern.
So etwas paßte nicht in diese Umgebung hinein. Auch Suko schaute verdutzt, und Dr. Seagram hatte die Geräusche ebenfalls gehört, mit denen sie nicht zurechtkam. Sie wirkte plötzlich nervös, aber sie traute sich nicht, eine Frage zu stellen.
Ich lupfte das Tuch weiter an und bewegte auch den Körper nach unten.
An der anderen Seite folgte Suko meinem Beispiel. Unsere Gesichter waren sehr konzentriert. In den folgenden Sekunden würden wir etwas Unwahrscheinliches erleben.
Das Knacken und Knistern hörte nicht auf. Auch ein Schaben und leises Rascheln.
Ich zerrte das Tuch hoch. Dabei war ich auch darauf gefaßt, zurückzuspringen.
Und dann sah ich es!
Der Tote lag noch da.
Aber nicht nur er, denn er hatte Gesellschaft bekommen. Zahlreiche Käfer waren dabei, ihn aufzufressen.

***

Shao kam sich vor, als wäre ihre rechte Handfläche mit einem Ölfilm bestrichen worden. Sie hatte Mühe, den Hammer festzuhalten und krampfte die Finger fest um den Griff. Sie wagte nicht einmal, richtig Luft zu holen, denn dieser verfluchte Käfer war dermaßen gewachsen, daß sie der Frost der Furcht durchlief.
Mindestens um das Dreifache war er gewachsen und zu einem regelrechten Käfer-Koloß geworden. Er war einfach grauenvoll. Der Körper zeigte sich gestreckt und zugleich aufgeblasen, und die beiden Zangen waren in diesem Verhältnis mitgewachsen.
So etwas hatte sie noch nie erlebt. Sie fragte auch nicht nach Erklärungen.
Ihr ging es einzig und allein darum, mit dem Käfer fertig zu werden,

denn sie war realistisch genug, um sich zu sagen, daß dieses Wachstum noch nicht beendet war.

Als sie den dumpfen Laut hörte, schrak sie zusammen. Der Hammer war ihr tatsächlich aus der Hand gerutscht und zu Boden gefallen. Sie rieb die Fläche trocken, stöhnte leise auf und schüttelte abermals den Kopf, weil sie die Dinge nicht begreifen konnte.

Dann nahm sie ihr Werkzeug oder die Waffe wieder auf. Der Hammer war schwer genug, um auch den größeren Käfer zertrümmern zu können. Dazu mußte sie aber erst einmal nahe an ihn heran. Shao konnte sich auch vorstellen, daß der Käfer schlau genug war, um zu bemerken, was sie vorhatte. Dementsprechend würde er reagieren.

Einer wie er war in der Lage, sich zu wehren, und zwar so hart, daß es auch für einen Menschen gefährlich werden konnte.

Über die Gründe und den Sinn des Wachstums dachte die Chinesin nicht nach. Sie ging weiter und konzentrierte sich auf dieses mutierte Tier, das sie erwartete.

Es bewegte sich plötzlich weg, so daß auch Shao ihre Richtung ändern mußte. Der aufgeplusterte und gewachsene Körper huschte über den Teppichboden hinweg in Richtung Tür. Sie hörte ihn krabbeln. Er schien einen Fluchtweg zu suchen, weil ihm die Nähe der Frau wohl nicht mehr behagte.

Shao ging ihm nach.

Nicht zu schnell und nicht zu langsam. Durchaus zielstrebig. Die erste Furcht war verschwunden. In ihr hatte sich ein starker Widerstandswille aufgebaut. Sie kam sich vor wie eine Frau, der es gelungen war, eine Mauer zu durchbrechen.

Sie lief schneller.

Der Käfer auch.

Seine Größe war ihm jetzt hinderlich. Als kleineres Wesen hätte er schneller und besser ein Versteck finden können. So aber hatte er seine liebe Müh und Not.

Wie ein grauschwarzer Klumpen bewegte er sich hektisch weiter. Mit langen Schritten kam sie immer näher. Das Ziel ließ sie nicht aus den Augen. Ihre Blicke wollten es festnageln. Sie starrte nur den Käfer an, der immer schneller lief und bereits die Schwelle zu Schlafzimmer erreicht hatte, denn er hatte seinen Fluchtweg geändert und war nicht durch den Flur zur Haustür gelaufen.

Da schlug Shao zu.

Es war ein harter und zielsicherer Schlag - dachte sie. Aber so zielsicher war er doch nicht gewesen, denn der Skarabäus hatte bemerkt, was ihm drohte. Als hätte er auf dem Rücken Augen gehabt. Die Drehung und das Ausweichen waren im letzten Augenblick erfolgt, kurz bevor der Hammer ihn hätte voll erwischen können.

Der Schlag fehlte.

Sie hieb den Hammer auf den Boden, so fest, daß sogar eine Delle entstand.

Der Käfer huschte in das Schlafzimmer hinein. Er hatte die Gunst des Augenblicks genutzt. Für Shao brach zwar keine Welt zusammen, aber sie tat das, was sie nicht sehr oft tat.

Sie fluchte.

Ihre Wut und auch die Enttäuschung waren grenzenlos. Sie hätte sich sonstwo hinbeißen können, daß sie es nicht geschafft hatte, den Käfer zu zerschmettern. Zudem hatte sie dieser Fehlschlag Sekunden gekostet, die der Skarabäus nutzte, denn er war in das Schlafzimmer hineingehuscht und rasch unter dem Bett verschwunden.

Shao ärgerte sich noch stärker. Nicht nur wegen des Verschwindens, sie konnte sich durchaus vorstellen, daß das Wachstum des Käfers noch nicht beendet war, und ihr Zorn sorgte für rote Flecken in ihrem Gesicht.

Vorbeizuschlagen, das hatte sie nicht einkalkuliert. Sie sah sich jetzt in die Defensive gedrängt, denn unter das Bett konnte sie sich kaum schieben. Da reichte der Zwischenraum einfach nicht. Auf der anderen Seite würde der Käfer auch nicht so schnell wachsen können, denn soviel Platz hatte er dort nicht.

Wie es war, Shao wollte nicht weiter nachdenken und sich ärgern. Sie mußte das Wesen töten.

Zunächst schaltete sie das große Licht ein. Unter der Decke hing eine helle Schale. Sie gab die Helligkeit ab, die auch den letzten Winkel des Schlafzimmers erreichte. In diesem Fall nutzte es ihr nichts, weil sich der Käfer verkrochen hatte.

Am Rand des Doppelbetts ließ sich Shao auf allen vieren nieder. Sie war sehr vorsichtig und beugte sich auch nicht zu tief nach unten, denn dann wäre ihr Gesicht ungeschützt gewesen.

Mochte das Licht auch noch so hell sein, es reichte nicht bis unter das Bett. Dort herrschte nach wie vor »Finsternis«.

Sie flüsterte einige Worte, die sich wie ein Fluch anhörten. Zu sehen war der Käfer nicht. Zumindest nicht beim ersten Hinschauen. Er hatte sich zu weit zurückgezogen.

Aber die Augen gewöhnten sich an das schummerige Halbdunkel unter dem Bett. Shao konnte das Tier auch hören. Die Geräusche gefielen ihr nicht. Knisternd und schabend, als würde der Chitinkörper zerknacken.

Irgend etwas war mit ihm.

Sie traute sich noch nicht, sich flach auf den Bauch zu legen und unter das Bett zu kriechen. Aber sie stellte fest, daß sich der Käfer in Bewegung befand, obwohl er auf derselben Stelle blieb. Das ließ nur einen Schluß zu.

Er wuchs weiter!

Bei diesem Gedanken spürte Shao schon mehr als ein Kratzen in der Kehle. Sie fragte sich sofort, wie groß dieses Tier letztendlich noch werden würde.

So groß wie ein Mensch? »Der Gedanke daran war wie ein kurzer Feuerstoß, der in ihr hochzuckte. Sie krampfte sich zusammen. Für einen Moment schloß sie die Augen, denn das Bild, das sie sich ausmalte, war einfach schrecklich. Wenn dieser verdammte Käfer wollte, dann würde er sich auch von der niedrigen Höhe des Betts nicht davon abhalten lassen, noch weiter zu wachsen. Sie zog sich wieder zurück und stand auf. Der kalte Schweiß lag auf ihrem Gesicht. Vom Käfer hörte sie nichts mehr. Es war plötzlich sehr still im Zimmer geworden. Den Hammer hielt sie fest wie einen Rettungsanker. Es war ihr aber durchaus klar, daß er nichts brachte. Sie konnte mit ihm nicht das Bett durchschlagen. Wenn es eben ging, mußte sie den Käfer aus dem Versteck locken. Womit war das zu schaffen? Ein Besen! Ja, ein schlichter Besen. Leicht« zweckentfremdet, aber wirkungsvoll.

Shao lief wieder zurück in den Flur. Erneut öffnete sie den über Eck stehenden schmalen Einbauschrank.

Zwei Besen mit langen Stielen standen dort. Einen packte sie und zog ihn hervor. Den Blick hielt sie dabei immer wieder auf die offene Schlafzimmertür gerichtet, denn sie wollte sehen, wenn der Käfer den Raum verließ.

Er ließ sich nicht blicken.

Shao schloß den Schrank. Diesmal hielt sie zwei Waffen in der Hand. Mit leisen Schritten näherte sie sich abermals der Schwelle. Der schnelle Blick in das Schlafzimmer zeigte ihr, daß sich nichts verändert hatte.

Wieder ging sie vor bis zum Bett und ließ sich dort auf die Knie fallen.

Dann nahm sie die gleiche unnatürlich steife Haltung ein, als sie sich bückte, um unter das Bett zu schauen.

Auch dort zeigte sich keine Veränderung. Der Käfer hockte nach wie vor als fetter, schwarzer Klumpen an einer bestimmten Stelle.

Den Hammer hatte Shao weggelegt. Sie brauchte beide Hände, um den Besen zu halten. Sie umfaßte ihn am unteren Ende, wo sich die weichen Borsten befanden. Den Stiel schob sie langsam auf den Käfer zu, der noch weiter wuchs, denn sie hörte das verräterische Knirschen und Knacken.

Aber er explodierte nicht in tausend Stücke, wie Shao es sich gewünscht hätte. Er nahm auch keine Notiz von dem Besen, der sich ihm immer weiter näherte. Der Käfer ließ sich wohl nicht austricksen. Er bewegte sich um keinen Millimeter.

Shao lag auf dem Bauch. Keine gute Ausgangsposition. Aber anders

ging es nicht. Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, sie hätte über sich selbst lachen können, doch dieses Lachen kam nicht mal im Ansatz bei ihr hoch.
Näher - noch näher…
Dann stieß sie zu.
So wuchtig und zielgenau wie möglich hatte sie das Ende des Besens nach vorn gerammt. Shao hätte jubeln können, als sie sah, daß die Besenspitze traf.
Sie hieb gegen den Körper, der ihr kaum einen Widerstand entgegensetzte.
Er hätte eigentlich zur anderen Bettseite hingeschleudert werden müssen, das passierte jedoch nicht, denn er klemmte bereits zwischen Boden und Bett fest.
»Gut, dann noch mal!« keuchte sie. Der Besen zuckte zurück, als Shao erneut zielte.
Wieder rammte sie ihn vor.
Treffer!
Diesmal hatte sie beide Hände zu Hilfe genommen und auch härter zugeschlagen.
Der Skarabäus bekam den Aufprall zu spüren. Er rutschte plötzlich zur Seite, und Shao stieß noch zweimal zu. Sie trieb das mutierte Tier auf die andere Betthälfte zu, und plötzlich bewegte sich der Käfer von allein.
Er hatte seine Deckung verlassen, war wieder frei, krabbelte weg, dann sah Shao ihn verschwinden.
Sie wußte, was das zu bedeuten hatte. Der verdammte Käfer war in die Höhe gesprungen. Er mußte jetzt auf dem Bett gelandet sein, und auch Shao zerrte den Besen so heftig wie möglich unter dem Bett hervor, um ebenfalls aufzustehen.
In der Bewegung und genau dann, als sich ihr Gesicht etwa in Betthöhe befand, sah sie das verdammte Tier. Es war tatsächlich noch gewachsen und huschte mit schnellen Bewegungen auf sie zu.
Gerade in Gesichtshöhe wirkte er besonders schlimm und groß, aber Shao war schneller als das Tier und schüttelte auch ihren Frust ab. Sie kam auf die Beine, trat zurück, dachte nicht mehr an den Hammer, sondern drehte den Besen so rasch wie möglich und schlug mit dem unteren Ende auf den Käfer ein.
Diesmal erwischte sie ihn.
Für einen Jubelschrei bestand trotzdem kein Anlaß. Der Lauf des Käfers wurde zwar für einen Moment unterbrochen, er sackte auf dem Oberbett ein, aber tot war er nicht.
Er krabbelte munter weiter.
Shao brauchte Zeit. In den nächsten beiden Sekunden würde das Tier sie erreicht haben. So legte sie das untere Ende des Besens im

Halbkreis über das Bett hinweg, erwischte das Tier und schleuderte es in die Höhe. Es krachte gegen die Wand. Shao hörte wieder dieses leise Knacken…

Shao ließ den Besen fallen.

Sie griff wieder zum Hammer.

Dabei wußte die Frau, daß der Alles-oder-nichts-Punkt so gut wie erreicht war. Wenn sie die nächste halbe Minute überlebte, war das schon die halbe Miete.

Der Skarabäus zeigte keine Furcht. Er war an der Wand abgeprallt und hatte dabei seinen Weg über das Kopfkissen genommen. Er landete am Ende der Schräge. Seine beiden Zangen zuckten dabei, als suchten sie nach einer Beute, und Shao hatte den Eindruck, als wäre er noch mehr gewachsen.

Sie umfaßte den Hammer mit beiden Händen und holte weit aus. Ihr Gesicht war verzerrt. Die Wut und die Furcht auf dieses Riesentier zeigten sich darin.

Und dann schlug sie zu.

Es war der absolute Schlag, der ultimative Treffer, und er hatte sein müssen.

Der schwere Hammer wuchtete auf den Rücken des Käfers. Shao hörte sich selbst schreien. Es war der Schrei der Erlösung. Er hatte auch kommen müssen. Sie schaute zu, wie der widerliche Körper platzte. Er flog wirklich nach allen Seiten weg. Der verfluchte Skarabäus, der Shao so viel Nerven gekostet hatte, war zerfetzt.

Shao hatte ihn in der Mitte getroffen. Seine Zangen waren noch vollständig erhalten. Sie zuckten und bissen sogar, es war ein letztes Aufbäumen, das wußte Shao. Trotzdem schlug sie noch einmal zu.

Der Hammer donnerte in die auf dem Bett liegenden Reste hinein, als wollte er sie zertrümmern wie ein einem Mörser. Abermals spritzten die einzelnen Teile in die Höhe.

Shao ließ den Hammer sinken. Er fiel auf das Bett, wo er wie ein Mahnmal liegenblieb.

»Meine Güte«, flüsterte Shao mehrmals hintereinander. »Das kann doch nicht wahr sein. Das gibt es doch nicht. Ich habe es tatsächlich geschafft.«

Sie hätte sich als Siegerin fühlen können. Das tat sie nicht. Shao war froh, daß es vorbei war. Ihr erging es ähnlich wie elf Fußballspielern, die nach einem glücklich gewonnen Kampf endlich das Ende des Spiels genießen konnten.

Erleichtert, aber nicht glücklich. Es steckte einfach noch zu viel Spannung in ihr. Sie mußte das Schlafzimmer verlassen, in die Küche gehen, um dort etwas zu trinken. Vor ihren Augen schwankte die Welt.

Die Wände bewegten sich wie große Wellen, die allerdings an ihrem

Platz blieben.
Shao stellte das leere Glas weg und stützte sich für eine Weile auf der oberen Kante einer Stuhllehne ab. Allmählich wurde sie wieder sie selbst. Sie begann die Dinge zu verarbeiten, die hinter ihr lagen.
Geschafft, dachte sie. Ich habe es geschafft. Es ist alles okay, zumindest für mich.
Nach einem tiefen, wie befreiend wirkenden Atemzug verließ sie die Küche und schaute, als sie an der offenen Schlafzimmertür vorbeiging, kurz in den Raum.
Dort hatte sich nichts verändert. Auf dem Bett breiteten sich nach wie vor die Reste des zertrümmerten Käfers aus. Sie lagen da und hoben sich dunkel von der hellen Unterlage ab.
Shao holte aus dem Schrank ein Kehrblech und einen Handfeger. So bewaffnet ging sie zurück in das Wohnzimmer, denn dort lagen noch die Glasscherben.
Sie kehrte sie auf. Das Zeug verschwand im Mülleimer in der Küche.
Dort sollten auch die Reste des Käfers landen. Im Schlafzimmer zog sie die Decke mit ihrem Inhalt zu sich heran und machte sich dann an die Arbeit, die ihr weiß Gott keinen Spaß machte. Sie hatte noch einen Eimer mitgebracht, in den sie die erste Ladung von der Kehrschaufel weg hineinkippte.
Auf dem hellen Laken blieb ein trockener Staubfilm zurück.
Shao dachte daran, daß die beiden Betten frisch überzogen werden mußten, das aber hatte Zeit. Sie brauchte jetzt Ruhe, sie wollte nachdenken über die schreckliche Mutation und die Folgen.
Im Wohnraum fand sie ihren Platz. Die Augen auf den leeren Bildschirm des Monitors gerichtet.
Der gab ihr auch keine Antwort.
Die würde sie schon selbst finden müssen. Aber nicht ganz allein, denn Suko und John hatten da auch noch ein Wörtchen mitzureden…

***

Es war ein Bild, das man einfach nicht vergessen konnte. Die Käfer waren überall, und sie zeigten sich mehr als beweglich. Zudem waren sie ziemlich klein, aber sie ließen den Toten nicht in Ruhe. Die Zangen gruben sich in die Haut. Sie bissen, sie zupften und zerrten, und sie hockten auf dem Gesicht des Toten als eine wimmelnde und krabbelnde Masse, ohne sich von diesem Ziel wegzubewegen. Vereinzelt hatten sie auch den Weg unter die Kleidung gefunden, um so an die Haut heranzukommen.
Das leere linke Auge war nicht zu sehen. Die kleineren Käfer bildeten dort einen regelrechten Schutzwall.
Suko und ich hatten mit dem Anblick gerechnet. Wenn auch nicht in dieser Intensität, aber die Ärztin war völlig von der Rolle. Sie wirkte

wie eine Frau, die neben sich stand und ihr eigenes Ich verloren hatte.

Sie war sehr bleich geworden. Die Augen wirkten wie Glasperlen, in denen es kein Leben mehr gab. Der Schauer auf ihrem Gesicht war durchaus für uns sichtbar, und ihre Lippen hatten sich verzogen zu einem Ausdruck des Ekels.

Zum Glück drehte sie nicht durch. Sie blieb stumm, nur das Einsaugen der Luft hörte sich scharf und keuchend an.

Suko tat das, was am besten war. Er stemmte die Lade wieder hoch und versetzte ihr einen Stoß. Sie rollte zurück in die Wand. Der Anblick des, Schreckens verschwand.

Dr. Muriel Seagram schüttelte den Kopf und streckte ihre Arme aus. Sie mußte einfach eine Stützte finden. Die Hand drückte Schweißflecken auf das kalte Metall.

Wir ließen sie zunächst in Ruhe. Die Ärztin mußte ihre Gedanken erst sammeln, um aus dieser Krise herauszufinden. Für uns fing es an, für sie war die Arbeit getan, denn zu einer Obduktion würde es nicht mehr kommen.

Das war jetzt unsere Sache.

Noch immer blaß im Gesicht, aber einigermaßen gefaßt wischte sie über ihr Gesicht, als könnte sie die Schatten des Gesehenen und Erlebten einfach wegwischen. Sie kämpfte um die Worte einer Frage und stellte sie dann sehr leise. »Ich habe mich doch nicht geirrt? Das war keine Einbildung, nicht wahr? Es war echt.«

»Stimmt«, bestätigte ich.

Die Ärztin schluckte. Sie runzelte die Stirn und schien über ein Problem nachzudenken. Ihr aber war anzusehen, daß sie mit dem Erlebten nicht zurechtkam. Für eine Weile starrte sie zu Boden, dann hob die Frau die Schultern. »Soll ich sagen, daß es mir unbegreiflich und unerklärlich ist? Nein, ich sage es nicht. Ich bin der Meinung, daß Sie beide es schon oft genug gehört haben. Bis heute«, sprach sie mit schwerer Stimme weiter, »habe ich nicht an diese Dinge glauben wollen, aber das ist jetzt anders geworden, ganz anders, wie ich meine. Es ist alles zusammengebrochen. Ich fühle mich nicht mehr mit beiden Beinen mitten im Leben stehend. Es ist vorbei.« Sie preßte für einen Moment die Lippen zusammen.

»Es ist einfach vorbei.«

»Nein, Doktor, so dürfen sie nicht denken. Es fängt erst an.«

Sie schrak zusammen, weil sie meine Bemerkung in den falschen Hals bekommen hatte. Sie war schon etwas unglücklich, und ich korrigierte mich schnell. »Für Sie ist es vorbei, aber für uns geht es weiter. Außerdem stehen wir am Beginn.«

»Was wollen Sie denn tun?«

»Das ist schwer zu sagen, aber ich denke, daß es uns gelingen muß, die Leiche und auch die Käfer zu zerstören.«

»Verbrennen?«
»Nein, nicht direkt verbrennen. Aber schon auf eine gewisse Art und Weise.«
»Das begreife ich nicht.«
»Sie werden es sehen, denke ich. Ich hoffe, daß es mir gelingt, aber sicher bin ich nicht.«
»Kein Feuer?«
»Zumindest kein normales.«
Suko wußte längst Bescheid. »Du willst es mit dem Kreuz versuchen?« fragte er.
»Womit sonst?«
»Kreuz?«
Ich winkte ab. »Bitte, Doktor, werden Sie nicht nervös. Es ist auch besser, wenn Sie uns jetzt allein lassen, damit wir unsere Arbeit verrichten können.«
»Ja, gut«, murmelte sie. »Dann werde ich mich mal zurückziehen.« Sie schlich davon, blieb aber in einer gewissen Sichtweite stehen, um uns zu beobachten.
Ich holte mein Kreuz hervor und vertraute in diesem Fall dem Allsehenden Auge.
Es war ein altägyptisches Symbol. Das Auge der Vorsehung. In Ägypten diente es zur Darstellung. Es wurde später von den christlichen Kirchen, zusammen mit anderen fremden Symbolen, übernommen. Auch in der Freimaurerbewegung hatte es seinen Platz gefunden, aber darüber nachzudenken, lohnte sich jetzt nicht.
»Kann ich?« fragte Suko.
»Ja.«
Er zog die Lade wieder hervor und drückte sie auch nach unten, damit wir auf den Toten schauen konnten. Da krabbelte und wimmelte es noch immer. Die zahlreichen grauen Mistkäfer hatten wirklich eine ideale Beute gefunden. Sie waren Aasfresser, hatten schon tiefe Löcher in das Fleisch gerissen und waren noch immer nicht gesättigt.
Jetzt sahen wir auch einen Teil des Kopfes. Da hatten die Tiere besonders gewütet. Er sah völlig entstellt aus und war total blutverschmiert.
Ich hielt mein Kreuz in der Hand und überlegte, ob ich es aktivieren sollte.
Den Gedanken verwarf ich wieder. Es wäre nicht gut gewesen, denn ich wollte nur die Kraft des Allsehenden Auges ausnützen.
Waren die kleinen Käfer unruhiger geworden, oder kam es mir nur so vor? So genau ließ es sich nicht feststellen. Jedenfalls wuselten sie von einer Seite zur anderen, ohne allerdings den Körper zu verlassen, denn er allein war wichtig. Er gab ihnen Nahrung, und er sorgte für ein

weiteres Fortbestehen.

Ich war an die rechte Seite der Bahre herangetreten. Suko wartete im Hintergrund. Er hatte seine Dämonenpeitsche mitgenommen und die drei Riemen auch ausgefahren.

»Okay, John?«

»Sicher.«

Plötzlich schwebte meine Hand mit dem Kreuz dicht über dem Gewusel der Käfer. Wenn sie von einer fremden und bösen Magie erfaßt worden waren, dann mußte das Auge jetzt handeln.

Die Käfer spürten die Nähe. Sie verließen ihre Formation, sie wollten wegkrabbeln, aber ich bewegte das Kreuz sehr schnell über den Toten hinweg.

Auf einmal passierte es.

Es traf mich nicht wie ein Schlag, obgleich meine rechte Hand schon zuckte. Aber nur, weil es unter dem Kreuz und in Höhe des Allsehenden Auges hell geworden war.

Ein im ersten Augenblick überirdisches Strahlen jagte aus diesem Dreieck hervor. Es erfaßte die gesamte Gestalt, weil es sich über sie hinweg, der Länge und der Breite nach ausgebreitet hatte. Da sah es tatsächlich so aus, als stünde der Körper in hellen Flammen, aber er brannte nicht, er verglühte nur.

Oder waren es die Käfer, die plötzlich leuchteten und wirklich zu regelrechten Leuchtkäfern geworden waren?

Diesmal freute ich mich, als ich das Knacken hörte. Es waren Geräusche, die einen Schmelzvorgang begleiteten, denn die widerlichen Tiere schmolzen vor meinen Augen zusammen. Sie wurden zu einer dunklen und stinkenden Masse, die zwar noch aus zahlreichen Einzelheiten bestand, allmählich aber ihre Form verlor und zusammenschmierte.

Es war aus.

Die Käfer starben lautlos. Sie schmolzen weg und hinterließen auf der Leiche eine dicke, fettige und widerliche Schicht. Wie Öl sah sie aus.

Ein Toter lebt im Normalfall nicht mehr, auch wenn wir schon das Gegenteil erfahren hatten. In diesem Fall sah es so aus, als wäre die Leiche noch am Leben, denn der schwarze Körper zuckte und zog sich an verschiedenen Stellen zusammen, als wollte er auf keinen Fall seine Größe behalten.

Dann war es vorbei.

Der widerliche Geruch schwächte sich ab. Es stank nicht mehr nach verbranntem Fleisch oder angeglühten Haaren. Vor uns lag eine Masse, die sich, im Vergleich zu der Gestalt zuvor, um ein Drittel verkleinert hatte.

Die Reste der Käfer und der Tote hatten sich miteinander vermischt.

Da war etwas Unerklärliches geschehen, über das ich jetzt auch nicht nachdenken wollte. In der nahen Zukunft mußten wir uns damit stärker beschäftigen.

Ich holte einen Kugelschreiber hervor. Mit der Spitze tippte ich gegen verschiedene Stellen innerhalb der Masse, wobei sie sich von einer unterschiedlichen Art und Wpise präsentierte, denn sie war mal härter und mal weicher.

Aber auch die weichen Stellen verhärteten sich allmählich, und ich ließ den Schreiber wieder verschwinden.

»Das war gut, John.«

»Wieso?«

Suko hob die Schultern. »Wir haben ein Problem weniger, denke ich mal.«

»Klar, im Moment. Aber…«

Die Ärztin ließ mich nicht mehr weitersprechen. Sie war wieder zu uns gekommen und redete in meine Antwort hinein. »Um Himmels willen, was ist denn da passiert?«

Ich deutete auf den Rest. »Schauen Sie es sich an, und freuen Sie sich, daß das Problem gelöst ist.«

»Problem?« murmelte sie. »Ja, Sie haben recht. Es war ein Problem. Und jetzt sind die Käfer tot.«

»Vernichtet«, erklärte ich und strich über den Rest hinweg. »Sie sind zusammen mit dem Körper vergangen und haben sich zu einer Masse zusammengefunden.«

Dr. Muriel Seagram nickte bedächtig. Noch immer hielt sich auf ihrem Rücken der Schauer, und das bei einer Frau, die Tag für Tag mit den unterschiedlichsten Toten zu tun hatte. Sie konnte es nicht fassen. Das überstieg auch ihr Fachwissen.

Nachdenklich kaute sie auf ihrer Unterlippe. »Wissen Sie, ich möchte nicht fragen, wieso und warum. Ich habe tatsächlich so etwas wie ein Feuer gesehen, das aber keines war. Es war anders. Es war heller. Es schimmerte weiß und war tief in seinem Innern bläulich.« Sie räusperte sich. »Das ist Ihre Sache. Aber wieso konnte das überhaupt passieren, Mr. Sinclair? Was haben Sie getan?«

»Magie«, sagte ich nur. »Oder nennen Sie es eine Kraft, die es schon seit Jahrtausenden gibt.«

Sie nickte mit offenem Mund.

»Aha«, kommentierte sie ungläubig und knapp. »Das muß ich dann als Wissenschaftlerin akzeptieren.«

»Müssen nicht, Frau Doktor. Sie können es.«

»Gut.« Zögernd zeigte sie auf die Bahre. »Und was ist mit der Masse? Was sollen wir jetzt damit tun?«

»Wenn Sie wollen, dann können Sie diese Person untersuchen. Wir überlassen sie Ihnen.«

Es sah so aus, als wollte sie ablehnen, denn sie schüttelte sich. »Habe ich denn mit Magie zu tun?«

»Nein, wohl nicht mehr. Denn die wurde ausgeschaltet. Da waren wir stärker.«

»Das habe ich gesehen«, erwiderte die Ärztin. Sie lächelte zum erstenmal. »Aber Sie werden den Fall weiterhin verfolgen.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

Dr. Seagram schüttelte den Kopf. »Nicht einmal der Name des Mannes ist uns bekannt.«

»Da haben wir dasselbe Problem.«

»Und es macht Ihnen nichts aus?«

»Nein. Denn wir müssen die Hintergründe herausfinden. Er ist ja nicht von sich aus aufgetaucht. Da steckte ja mehr dahinter. Für uns hat er einen Auftrag gehabt, wie auch immer. Er hat einem Befehl folgen müssen. So ist das zu sehen.«

»Welchem?«

»Das müssen wir herausfinden.«

»Ja«, sagte sie leise, »dazu wünsche ich Ihnen viel Glück.«

Wir hatten zum erstenmal Zeit, uns umzuschauen. Der Vorgang des Verbrennens war nicht unbeobachtet geblieben. Die Kollegen der Ärztin standen hinter der Trennscheibe. Ihre Gesichter wirkten wie fleischgewordene Fragezeichen.

»Was soll ich denen nur sagen?« fragte Muriel.

»Nichts«, schlug Suko vor. »Sagen Sie einfach, daß es Dinge gibt, die an anderer Stelle gelöst werden.«

»Ja, das wird wohl so am besten sein«, gab sie leise zurück. Sie schüttelte den Kopf. »Dinge erlebt man, nicht zu glauben.«

Wir konnten es nachfühlen, aber so war die Welt nun mal. Sie steckte voller Rätsel und Geheimnisse. Im Positiven wie auch im Negativen.…

***

Am anderen Morgen, der ja nicht mehr weit entfernt war, würden wir versuchen, mehr über den Mann und dessen Hintergründe herauszubekommen.

Er war ein Meuchelmörder, daran gab es nichts zu rütteln, und wenn wir überhaupt eine Spur hatten, dann deutete seine Kleidung in eine gewisse Richtung hin.

Die rote Kopfbedeckung und auch der rote Gürtel. Beides wirkte wie eine Uniform. Davon waren wir beide überzeugt, aber die exakte Richtung bekamen wir nicht heraus.

»Laß uns darüber morgen reden«, schlug ich vor und gähnte dabei.

»Oder in ein paar Stunden. Ich bin einfach platt.«

»Da ist noch der Käfer in meiner Wohnung«, sagte Suko.

Den Unterton in seiner Stimme hatte ich schon herausgehört und gab

auch die entsprechende Antwort. »Aha, ich weiß Bescheid. Du willst also, daß ich ihn mit nach nebenan nehme.«
»Das habe ich nicht gesagt.«
»Du kannst ihn ja freiwillig hergeben.«
Suko griente. »Du wirst lachen, das mache ich sogar gern. Ich bin froh, wenn ich ihn loswerde.«
»Dann sind wir ja beide zufrieden.«
Auf diesen Satz kam Suko noch zurück, als ich den Rover in der Tiefgarage abstellte, die jetzt wieder völlig normal war, denn niemand wartete auf uns. Während des Aussteigens sagte er: »Ich kann nicht glauben, daß du so zufrieden bist. Wenn du den Käfer in deiner Wohnung hast, wirst du mit ihm experimentieren.«
»Kann sein.«
»Ich wette darauf.«
Diese Wette hätte mein Freund verloren, denn als wir zuerst in seine Wohnung gingen, da erlebten wir eine Shao, die leichenblaß und ziemlich durcheinander war.
Unsere Sinne schalteten augenblicklich auf Alarm. Suko stürzte auf seine Partnerin zu. »Himmel, was ist geschehen?«
»Setzt euch«, sagte Shao.
Wir taten es, und es war gut, daß wir saßen. Wir hörten einem Bericht zu, der unglaublich klang, aber wir hatten keinen Grund, an Shaos Worten zu zweifeln. »Es gibt ihn tatsächlich nicht mehr«, erklärte sie.
»Ich habe ihn buchstäblich zerhämmert. Wenn ihr die Reste sehen wollt, schaut in den Mülleimer.«
Das taten wir sofort. Die dunkle Masse war einfach nicht zu übersehen.
Sie breitete sich zwischen den Scherben des Glases aus, in dem der Käfer einmal gesessen hatte.
»Gewachsen«, flüsterte Suko. »Verdammt, John, - war der gewachsen! Kannst du dir das vorstellen?«
»Jetzt schon.«
Er ging in die Hocke und sprach die Reste an. »Was ist mit ihnen? Sollen wir sie so belassen? Ich könnte mir vorstellen, daß noch etwas von der alten Magie in ihm steckt.«
»Nein, ich denke nicht. Aber ich kann dich beruhigen.« Ich wußte ja, was Suko hatte vorschlagen wollen und testete die Reste, indem ich mein Kreuz über sie hinweggleiten ließ. Nichts tat sich.
Keine Veränderung, kein Schmelzen, keine Verglasung, keine Hitze und kein Gestank.
»Dann hat Shao es geschafft«, sagte Suko. »Alle Achtung.«
»Was habe ich geschafft?« Shao stand hinter uns. Wir hatten sie gar nicht kommen hören.

»Den Käfer zu vernichten. Großes Lob.«

»Hör auf, John!«

Ich kam wieder hoch und steckte das Kreuz weg. »Es bringt nichts, wenn wir uns hier den Kopf zerbrechen. Wir werden in einigen Stunden ins Büro fahren und sehen dann weiter.«

»Pünktlich?« fragte Suko.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. »Nein, eine Stunde später zumindest.«

»Okay, dann hole ich dich ab.«

»Schlaft gut«, sagte ich nur und hörte beide lachen. Es war auch ein zu frommer Wunsch gewesen, denn ich würde ebenfalls Schwierigkeiten haben, Schlaf zu finden.

Als ich meine Wohnung betrat, durchsuchte ich sie kurz, ohne etwas Verdächtiges zu finden.

Aber draußen wurde der Himmel schon heller. Trotzdem legte ich mich ins Bett.

Wider Erwarten schlief ich bald ein. Und ich träumte auch nicht von einer Armee aus Riesenkäfern, wie es bei Shao der Fall gewesen war. Ich war dafür viel zu kaputt gewesen…

***

Nach dem Aufstehen hatte sich dies nicht großartig verändert, aber ich hatte schon schlechtere Tage erlebt, wenn ich nicht ganz topfit ins Büro gefahren war. Außerdem war ich nicht angeschlagen gewesen, so ließ sich der wenige Schlaf verkraften.

Viel mehr regten wir uns über die Staus auf, aber wir brauchten den Dienstwagen einfach.

Glenda war von Shao darüber informiert worden, daß wir später kommen würden, und sie hatte auch erfahren, daß die Nacht nicht so verlaufen war, wie wir es gern gehabt hätten. Sie schaute uns nur an, nickte und schlug vor, den Kaffee etwas stärker zu kochen.

»Nein, laß mal«, sagte ich. »Koche ihn wie immer.«

»Okay?«

»Ist Sir James schon im Lande?« wollte Suko wissen.

»Nein, er kommt später.«

»Kennst du den Grund?«

Glenda hob die Schultern. Es war so kalt geworden, daß sie sogar einen Pullover trug. Hell, aber in einer sanften Farbe. Darüber hatte sie eine grüne Weste aus Wildleder gestreift. »Soviel ich weiß, ist er dienstlich unterwegs.«

Wir wunderten uns. »Wieso das? Hat er einen Fall aufgerissen? Jagt er hinter Dämonen nach?«

»Das glaube ich nicht. Er wollte sich mit jemandem treffen, den er recht gut kennt.«

»Okay, dann müssen wir eben ohne ihn weitermachen.« Suko betrat unser Büro, in dem ich schon saß. Ich glich dabei einer Figur, die vom Bildhauer in grübelnder Pose geschaffen worden war. Natürlich auch mit einer in Falten gelegten Stirn.

»Hast du was?«

Ich schüttelte den Kopf. Dabei schaute ich zu, wie Suko seinen Platz einnahm und das gleiche tat, was ich schon hinter mich gebracht hatte.

Er schob die Berichte zurück, die über Fälle informierten, die in der letzten Nacht passiert waren. Wir hatten einfach nicht den Bock, sie jetzt durchzuackern.

»Die Kleidung«, sagte Suko.

»Ich weiß.«

»Hast du keine Idee?«

»Nein, noch nicht. Du denn?«

»Hätte ich dich sonst gefragt?«

»Hör auf!« Ich fühlte mich dumpf. Zumindest im Kopf. Da war alles durcheinander, so daß es mir nicht gelang, einen klaren Gedanken zu fassen.

Den Meuchelmörder konnten wir nicht fragen. Wir mußten uns an dem orientieren, was von ihm übriggeblieben war. Das aber war wenig genug.

Es würde verdammt schwer sein, die Spur zu finden. Der rote Gürtel und die rote Kopfbedeckung.

Worauf deutete das hin?

Glenda erschien mit dem frisch gekochten Kaffee. »So, ich hoffe, daß er eure Gehirnwindungen wieder in Wallung bringt«, sagte sie.

»Wie kommst du darauf?«

»Bitte, Suko«, erklärte sie mit einer Stimme, als wäre eine Mutter von den Taten ihres Kindes enttäuscht. »Man braucht euch doch nur anzuschauen, um zu wissen, daß ihr ins Leere geschlagen habt.«

»Irgendwo hast du recht«, gab ich zu und bedankte mich für den Kaffee.

Glenda blieb noch. »Kann ich euch helfen?«

Die Frage war bestimmt nicht spöttisch gemeint oder einfach nur dahingesagt worden. Glenda hatte uns tatsächlich hin und wieder auf eine Spur gebracht. Mit der Antwort ließ ich mir Zeit und trank zunächst einmal einige Schlucke Kaffee. Wunderbar heiß füllte er meinen Mund, und er schmeckte wieder mal ausgezeichnet.

»Ich habe euch etwas gefragt.«

Glenda brachte sich wieder in Erinnerung.

»Weiß ich«, sagte ich und überlegte mir die richtigen Worte. Suko war schneller. Mir konnte es nur recht sein, so kümmerte ich mich um den Kaffee.

Glenda Perkins hörte aufmerksam zu. Dabei hockte sie auf der Schreibtischplatte und sah aus, als hätte sie die Lösung bereits auf der Zunge.

»So, jetzt bist du an der Reihe«, sagte Suko.

Glenda rutschte von ihrem Sitzplatz weg. Sie trat ans Fenster und betrachtete den grauen Himmel, als würde sie dort des Rätsels Lösung finden. »Ich weiß es auch nicht«, gab sie zu. »Ich weiß überhaupt nichts, müßte man annehmen. Die Kleidung deutet doch auf das Mitglied einer Vereinigung oder Sekte hin.«

»Soweit waren wir auch«, sagte ich.

»Und welche Sekte käme in Frage?«

»Keine Ahnung.«

Sie drehte sich um. »Was ist mit dir, Suko?«

Auch er hob die Schultern.

»Dann mache ich euch mal einen Vorschlag.« Sie kam wieder auf unseren Schreibtisch zu und stützte ihre Handflächen an der schmaleren Seite ab. »Wie wäre es denn, wenn ihr eine Spezialistin anruft, die sich eventuell auskennt?«

»Wen meinst du denn?« fragte ich verwundert.

»Zum Beispiel Lady Sarah.«

Ich wollte erst lachen, überlegte es mir anders und schlug gegen meine Stirn. »Sie hat recht, Suko. Sie hat völlig recht. Wir sind mal wieder betriebsblind gewesen.«

Suko spielte mit dem Kuli. »Ja, darauf hätten wir auch kommen können, verflixt.«

Ich hielt den Hörer bereits in der Hand und wählte die Nummer der Horror-Oma. Sie war oft genug für uns so etwas wie die letzte Rettung, denn sie besaß unter dem Dach ihres Hauses ein tolles Archiv. Ein elektronisches, das ihr die bei ihr wohnende Detektivin Jane Collins eingerichtet hatte. Hinzu kamen unzählige Bücher und Videofilme. Vielleicht würde uns Lady Sarah auch diesmal retten.

Ich freute mich, daß ich sie an den Apparat bekam, obwohl ich mir wie immer die schlimmsten Vorwürfe anhören mußte, weil wir uns so lange nicht gemeldet hatten.

Ich schaffte es, ihren Redeschwall zu unterbrechen. »In Zukunft werden wir an dich…«

»Keine Lügen, John. Das habe ich oft genug gehört. Aber warum rufst du an? Tretet ihr mal wieder auf der Stelle?«

»Scharfsinnig erkannt.«

»Gut, dann laßt euch von mir helfen.«

»Hast du denn Zeit?«

»Für so etwas immer. Außerdem bin ich allein. Jane kommt erst am Nachmittag zurück.«

»Ja, dann hör mal zu. Und nimm das Gespräch auf.«

»Das tue ich sowieso.«
In den folgenden fünf Minuten hörte sie, was wir erlebt hatten. Und die Horror-Oma wurde ganz still. Bei ihr immer ein Zeichen, daß sie schon geschockt war.
»Jetzt weißt du alles.«
»Sehr gut, John, und wo ist der Punkt, an dem ich einsetzen soll?«
»Es geht um die auffällige Kleidung. Wir sind hier der Meinung, daß dieser Killer sie nur deshalb getragen hat, weil er einer Sekte oder einer bestimmten Gruppierung angehört.«
»Das ist möglich. Ich soll also nachschauen, ob ich darüber Material habe?«
»Das wäre super.«
»Mach ich gern.« Ich hörte die Freude in ihrer Stimme schwingen.
»Aber eine alte Frau ist kein Schnellzug. Ihr müßt euch schon etwas gedulden.«
»Wir haben Zeit.«
»Dann bis später.«
Sie legte auf, und ich fuhr mit dem Stuhl zurück. »So, jetzt können wir Lady Sarah und uns nur die Daumen drücken, daß sie fündig wird.«
»Was sagt dein Gefühl, John?« fragte Glenda.
»Sie schafft es. Wenn es darauf ankommt, ist sie so etwas wie ein Genie, ein Superhirn.«
»Das meine ich auch.«
Ich schaute über den Schreibtisch hinweg auf Suko. Mein Freund hatte es sich bequem gemacht, die Beine ausgestreckt und hielt die Augen geschlossen.
Ich räusperte mich. Er schaute nicht hoch. »He, schläfst du?«
»Nein, ich denke.«
»Wie schön. Was kann dabei schon herauskommen?«
»Mehr als bei dir im Wachzustand.«
Glenda stand auf Sukos Seite. »Da der Büroschlaf noch besser sein soll als der vor Mitternacht, würde ich doch vorschlagen, daß auch du die Augen schließt.«
»Und dann?«
»Habe ich meine Ruhe. Vorausgesetzt, ihr schnarcht nicht.« Sie nickte uns zu und verschwand in ihrem Büro.
Für eine Weile blieb es still in unserem Raum. Bis Suko das Schweigen unterbrach. »Eine Sekte, John, das ist der richtige Weg, glaub es mir.«
»Ist dir gerade die große Erleuchtung gekommen?«
»Vielleicht.«
»Dann kannst du mir den Namen möglicherweise verraten.«
»Noch nicht.«

»Aber…«
»Haben wir keine Informationen über altägyptische Sekten?«
»Wenig. Zudem ist es nicht sicher, daß wir es damit zu tun haben.«
»Und der Skarabäus?«
»Das ist ein Problem.«
Suko öffnete die Augen und setzte sich wieder normal hin. »Wenn Sarah nichts findet, werden wir uns wohl oder übel an einen Fachmann wenden müssen. Die Idee mit der altägyptischen Sekte ist nicht schlecht.«
»Wir kriegen sie durch den Skarabäus.«
»Glaubst du?«
Suko nickte. »Davon bin ich sogar überzeugt. Aber warten wir Lady Sarahs Bericht ab.«
Und der kam schnell. Als das Telefon tutete, wußte ich, daß sie es war.
Meine Müdigkeit war verschwunden. Ich hob ab und hörte einen tiefen Atemzug.
»Hast du es, Sarah?«
»Ja, scheint so…«
»Dann raus mit den Infor…«
»Moment mal, mein Junge. So einfach ist das nicht. Du hast mir alles erklärt, aber ich blieb, ebenso wie du, an der Kleidung hängen. Das rote Tuch, der rote Gürtel, wobei wir den Skarabäus einmal vergessen. Da bin ich fündig geworden. Es gab vor rund tausend Jahren eine Sekte, Clique, Gemeinschaft - wie du sie auch immer nennen willst, die eine derartige Kleidung getragen hat.«
»Wie hießen die Leute?«
Die Horror-Oma machte es spannend. Sehr leise, aber gut verständlich sagte sie: »Es waren die Assassinen. Übersetzt bedeutet das so etwas wie Meuchelmörder. So, jetzt bist du an der Reihe.«
»Ja«, sagte ich, »das bin ich.« Dabei schaute ich Suko an, der mithörte.
Der Name war mir natürlich nicht fremd, und auch bei Suko war ein Licht aufgegangen, das entnahm ich seiner Mimik.
»Willst du weiter zuhören?« fragte Sarah.
»Gern. Ich mußte nur eben meine Überraschung verdauen.«
»Kann ich mir denken. Aber ich will es kurz machen. Ihr könnt euch ja selbst informieren, deshalb lasse ich die Theorien über die Entstehungsgeschichte der Sekte und des Namens weg. Fakt ist, daß man die Assassinen immer wieder mit den Templern in Zusammenhang brachte, damals, vor acht-, neunhundert Jahren. Dieser Orden bestand bereits, als die Templer sich gründeten. Es ist also nicht von der Hand zu weisen, daß er in manchen Dingen als Vorbild gedient hat. Nur möchte ich die Templer nicht als

Meuchelmörder bezeichnen, du sicherlich auch nicht, John.«
»Das sind sie bestimmt nicht, abgesehen von den Dienern des Baphomet.«
»Aber die Farben der Ordenskleidung stimmen bei ihnen überein. Die Assassinen trugen weiße Gewänder, von denen sich die Gürtel und Kopfbedeckungen ebenso abhoben wie das Tatzenkreuz der Templer. Beide mußten damals auch ein Ordensgelübde leisten, aber die Templer waren zu mehr Gehorsam verpflichtet, so sie ihrem Anführer, ohne zu fragen, in die Schlacht und in den Tod folgen mußten. Die Assassinen hatten einen anderen Wahlspruch, wie ich herausfinden konnte. Nichts ist wahr, und alles ist erlaubt. Nach dem Motto sollen sie gelebt haben, was auch auf einige Großmeister der Templer passen würde, die ihre Mitbrüder oft genug verachteten.«
»Willst du die Templer und die Assassinen in einen Topf werfen?« fragte ich.
»Nein, das nicht. Ich wollte nur auf ein paar Gemeinsamkeiten hinweisen.«
»Gut.«
»Doch wird es interessieren, wie es zu diesem Namen gekommen ist?«
»Da hast du recht.«
»Dann hör zu. Wer die französische Sprache kennt, wird den Namen mit ›Meuchelmörder‹ übersetzen.«
»Sehr gut«, lobte ich die Horror-Oma. »Von einer derartigen Gestalt habe ich Besuch bekommen.«
»Wahr ist und auch historisch belegt, daß die Assassinen tatsächlich Mordaufträge durchgeführt haben. Ein Assassine ruhte nicht eher, bis er seinen Auftrag erledigt hatte. Und wenn sein Herr ihm befahl, sich selbst zu töten, dann tat er auch das.«
»Danke, das war schon sehr gut. Nur muß ich noch die Verbindung nach Ägypten finden.«
»Das ist möglicherweise gar nicht mal schwer, denn die Assassinen waren nicht gerade beliebt. So sollen sie versucht haben, den mächtigen König Saladin zu ermorden, um eine Einigung zwischen Sunniten und Schiiten zu verhindern. Aber das sage ich nur nebenbei.«
»Das war schon sehr viel, Sarah.«
»O danke. Soll ich weiterhin versuchen, mehr über den Orden herauszubekommen?«
»Du kannst ja Material sammeln. Mir kommt es darauf an, wie ich die Verbindung zwischen dem Meuchelmörder und dem Skarabäus ziehen kann, der aus seinem Auge hervorkroch.«
»Da bin ich auch überfragt.«
»Egal, wir hören wieder, voneinander.«
»Das hoffe ich doch sehr.«

Beide legten wir auf. In unserem Büro entstand eine Schweigepause, denn auch Suko mußte erst nachdenken. »Wie weit bist du, John?«

»Gar nicht weit.«

»Hattest du nicht von einem Sektenexperten gesprochen, mit dem wir uns in Verbindung setzen sollten?«

»Ja, das schon«, gab ich zu. »Ich habe sogar den Eindruck, daß wir auf die Templer-Schiene rutschen.«

»Was würde das bedeuten?«

»Daß wir eventuell mehr über sie in Südfrankreich erfahren, wo der Abbé und seine Templer-Brüder sitzen.«

»Hinfliegen oder anrufen?«

»Keines von beiden, noch nicht.«

»Also der Experte.«

»Ja.«

»Kennst du seinen Namen?«

»Leider nicht. Es gibt mehrere, die sich damit beschäftigen. Aber ein Kollege von uns müßte mehr wissen, den rufe ich an.«

»Kannst du machen.«

Der Kollege hieß Brian Neville. Er war jemand, der nicht nur in seinem Büro hockte, sondern auch in die Szene hineinging, um Strömungen festzustellen, sie möglicherweise hier und da aufmischte und ansonsten beobachtete und Berichte schrieb.

Ich hoffte, daß ich ihn in seinem Büro erreichte, und ich hatte tatsächlich Glück.

»Ah, Sie sind es, Mr. Sinclair. Da haben Sie aber Glück gehabt. Ich wollte gerade weg.«

»Es dauert auch nicht lange.«

»Wo drückt denn der Schuh.«

»Bei den Assassinen.«

Als Antwort hörte ich einen Pfiff.

»Was bedeutet das?«

»Da haben Sie sich aber eine gefährliche Gruppe herausgesucht.«

Ich räusperte mich. »Wenn Sie das so sagen, Mr. Neville, sind Sie auch davon überzeugt, daß es sie gibt.«

»Stimmt.«

»Auch hier in London?«

»Davon müssen wir ausgehen.«

»Gut oder nicht gut, je nach dem. Wie stehen Sie zu dieser Meuchelmörder-Clique?«

Er mußte lachen. »Nun ja, der alte Name hat sich noch gehalten. Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich mit diesen Leuten wenig zu tun gehabt, aber ich weiß, daß es sie gibt.«

»Dann wissen Sie bestimmt auch, wo wir sie finden können und sie sich treffen.«

»Nein, das weiß ich nicht. Ich konnte mich nicht so intensiv darum kümmern. Man hört immer nur mit einem Ohr hin, aber da habe ich schon einige Gerüchte aufgeschnappt.«

»Welche?«

»Wie gesagt, Kollege Sinclair, es sind nur Gerüchte. Ich weiß nicht, ob was dran ist, aber es soll in London einen Mann geben, der diese Gruppe hier in England leitet.«

»Kennen Sie den Namen?«

»Ja, er heißt Harvey Patterson.«

Ich überlegte. Gehört hatte ich den Namen noch nie. Auch Suko schüttelte den Kopf »Der sagt Ihnen nichts, wie?«

»So ist es.«

»Ich weiß auch nicht viel über ihn. Er ist schon eine schillernde Persönlichkeit mit zahlreichen Beziehungen. Er selbst ist finanziell unabhängig, soll aber einen guten Posten in der Regierung haben. Fragen Sie mich aber nicht nach dem Ministerium.«

»Das kriegen wir raus.«

»Sind die Assassinen denn wieder aktiv geworden?«

»Das weiß ich nicht genau, Mr. Neville. Es ist möglich. Nur haben wir eine Verbindung zu den alten Ägyptern festgestellt. Ist Ihnen davon etwas bekannt, daß sich die Assassinen auch mit dieser Kultur beschäftigt haben?«

Er lachte etwas verlegen. »Das kann ich nicht sagen. Soviel mir bekannt ist, gab es zahlreiche Strömungen, die von den Assassinen aufgenommen wurden. Gedankengut aus dem Orient.«

»Einschließlich der Magie?«

»Inklusive. Plus der Wissenschaft. Diese Gruppe besaß eine geheime Bibel. In etwa das Gegenstück zur jüdischen Kabbala. Sie nannten es das Bethen. Zahlenmystik und Magie vereinigten sich dort. - Drogen waren bei ihnen beliebt.«

Ich bedankte mich. »Dann wird uns wohl ein gewisser Harvey Patterson Auskunft geben können.«

»Ja, viel Glück dabei.«

»Danke.«

Ich legte auf und blies den Atem aus. »War eine gute Idee, bei dem Kollegen Neville anzurufen.«

»Zumindest haben wir einen Namen«, meinte Suko. Er sprach ihn laut aus. So laut, daß auch Glenda Perkins ihn hörte, die zurück aus ihrem Vorzimmer kam.

»Harvey Patterson«, sagte sie und gab sich erstaunt. Sie stemmte die Arme in die Hüften.

»Ja. Wieso? Kennst du ihn?«

Glenda schüttelte den Kopf. »Ich kenne ihn nicht, Suko. Aber ich habe diesen Namen schon heute morgen gehört.«

»In welchem Zusammenhang denn?«
»Sir James hat ihn ausgesprochen. Er hat mit diesem Harvey Patterson einen Termin…«

***

»Ach«, sagte ich nur, denn mehr brachte ich beim besten Willen nicht heraus.
Suko fing sich schneller, denn er fragte: »Bist du dir sicher, Glenda?«
»Ich sitze doch nicht auf meinen Ohren«, erwiderte sie leicht gereizt.
»Der Name ist gefallen.«
»Und weiter?«
»Nichts. Sir James fuhr hin.«
»Über den Grund hat er dir nichts gesagt?«
»Woher denn? Das ist doch gar nicht nötig. Jedenfalls habe ich mich nicht verhört.«
Ich mischte mich wieder ein und fragte: »Kennst du die Adresse?«
»Nicht direkt. Er wollte zu seinem Privathaus fahren. Die Adresse wird sich finden lassen.«
»Suchst du sie uns bitte heraus?« Mein Gesicht zeigte einen sehr ernsten Ausdruck. Glenda verstand und verließ den Raum. Ich drehte mich wieder Suko zu. »Du kannst sagen, was du willst, aber da braut sich einiges zusammen. Das ist kein Zufall. Mich, wollte man killen. Sir James ist zu diesem Patterson gelockt worden…«
»Gelockt, sagst du? Das klingt nach einer Falle.«
»Inzwischen denke ich so.«
Suko grübelte. »Und was sollen wir unternehmen? Anrufen oder hinfahren?«
Ich schüttelte den Kopf. »Keinen Anruf, wir werden hinfahren und ihn überraschen.«
»Das wird am besten sein.«
»Allerdings mache ich mir Sorgen um unseren Chef.« Beim Sprechen stand ich auf. »Er wird ahnungslos gewesen sein und sich nichts Böses dabei gedacht haben. Wahrscheinlich kennt er Patterson nur als einen ehrenwerten Gentleman aus seinem Club. Das kann natürlich schwer in die Hose gehen.«
Glenda hatte die Adresse herausgefunden. Sie kam zu uns und nickte dabei wie jemand, der schwer beeindruckt war. »So, dieser Herr lebt in der Nähe von Schloß Windsor. Ich würde von einer sehr noblen Gegend sprechen.«
»Da hast du recht.« Ich nahm ihr den Zettel aus der Hand. »Du weißt ja, wo du uns finden kannst.«
Als ich an ihr vorbeigehen wollte, hielt sie mich an der Schulter zurück.
»Und Sir James, John? Was ist mit ihm?«

Ich las die Sorge in ihren Augen. »Hoffen wir das Beste, Glenda...«
Sie senkte den Blick. »Klar, ich verstehe. Ich verstehe sehr gut...«

***

Harvey Patterson lächelte. Er war ein Mensch, der fast immer lächelte.

Er gab sich sehr verbindlich, und er war zudem eine imposante Erscheinung. Hochgewachsen, grauhaarig, ein Mann, der genau wußte, was er wollte. Er trug einen grauen Zweireiher, darunter ein dunkelblaues Hemd und eine dezente Streifenkrawatte. Mit Sir James befand er sich allein im Salon, dessen Möbel einen gewissen Klassizismus nicht verbergen konnten, denn sie stammten aus der Zeit, als das letzte Jahrhundert auslief. Dunkles Holz, ein ebenfalls dunkler Teppich, Sessel aus Leder, das wie Ochsenblut schimmerte.

Die beiden Männer waren allein. Bereits seit mehr als zwanzig Minuten, und Sir James wußte noch immer nicht, weshalb ihn Patterson zu diesem Treffen gedrängt hatte. Sie hatten zuvor über Allgemeines gesprochen, auch über den Club, dem sie beide angehörten, aber auf das eigentliche Thema war noch keiner gekommen.

Statt dessen servierte er Sherry, den Sir James aus Gründen der Höflichkeit auch nicht ablehnen konnte, obwohl sein Magen ihn nicht vertrug.

Die Männer saßen sich gegenüber. Zwischen ihnen stand ein ovaler Tisch mit einem dunklen Schachbrettmuster als Platte. Eine Zigarrenkiste war aufgeklappt worden, doch keiner der beiden Männer rauchte. Sie hatten bisher geredet, sich gegenseitig zugehört, wobei Patterson am meisten gesprochen hatte.

Als Sir James einen Schluck Sherry getrunken hatte und das Glas abstellte, da überwand er sich und fragte in vorsichtigen Worten nach dem eigentlichen Grund des Besuches. »Ich will Sie ja nicht drängen, Harvey, aber weshalb haben Sie mich zu sich eingeladen? Nicht, daß es mir hier nicht gefällt, aber ich habe noch einiges in meinem Büro zu erledigen. Sie wissen ja selbst, daß der Dienst am Staat nicht wartet. Schließlich sind sie auch als Berater im Innenministerium tätig und wissen, auf was es ankommt.«

Patterson verlor nicht die Kontrolle. »Das bin ich in der Tat, Sir James. Und es gibt auch einen Grund, weshalb ich Sie zu mir gebeten habe. Mit dem Club hängt es nicht zusammen, sondern mehr mit dem, was mich sehr interessiert.«

»Sie machen mich neugierig.« Harvey lächelte verkniffen. »Ja, das ist wohl Sinn der Sache. Und da wir gerade bei dem Begriff Sinn sind - zusammen mit meiner Frau bin ich schon seit längerem dabei, unserem Leben einen anderen Sinn zu geben.«

»Das kann sehr löblich sein.«
»Danke, daß Sie es sagen, Sir James. In unserem Fall ist es auch löblich.«
»Sie wollen sicherlich näher darauf eingehen.«
»Das werde ich. Und Sie bekommen dann auch gewisse Beweise von mir geliefert.«
»Das hört sich sehr danach an, als würde es mich als Polizisten interessieren.«
»Richtig. So sollte es auch sein.« Er räusperte sich und suchte nach den passenden Worten. Schließlich sagte er, mit einem noch immer nachdenklichen Gesichtsausdruck versehen: »Die Dinge liegen ja so, Sir James: Wer alles hat, der sucht trotzdem immer wieder nach neuen Herausforderungen. Sie brauchen diesen Weg nicht zu gehen. Bei mir ist das anders. Ich bin selbständig und habe viel Zeit, die ich ausfüllen muß. Wobei meine Frau ebenso denkt.«
»Das hört sich an, als hätten Sie schon etwas gefunden, Harvey, das Sie weiterbringt.«
»So ist es.«
»Gratuliere.«
Patterson gefiel diese Antwort nicht, denn sie hatte ihn etwas verwirrt.
»Ich weiß nicht, ob das das rechte Wort ist, Sir James. Für mich allerdings schon, aber Sie sind in diesem Fall nicht eingebunden.«
»Können Sie mir das erklären?«
»Gern. Es ist ein neuer Weg. Ein neuer Weg, der mich zurück in die Vergangenheit führte, wo ich ein Ziel sah, das in der Gegenwart sehr wichtig ist.«
»Hat es einen Namen?« erkundigte sich Sir James. Er griff nach seinem Sherryglas, wollte es anheben, stoppte aber, als er die Antwort vernahm, die zunächst nur aus einem Wort bestand. »Assassinen.«
Sir James ließ sein Glas los. Es war die einzige Reaktion, die er nach außen hin zeigte. Und er hatte seine Hand auch ziemlich heftig vom Glas wegbewegt, was Harvey Patterson mit einem leichten und amüsiert wirkenden Stirnrunzeln zur Kenntnis genommen hatte. Im Innern des Superintendents sah es anders aus. Er wußte sehr wohl, was die Nennung dieses Namens bedeutete.
Assassinen, die Meuchelmörder aus dem Mittelalter. Eine Gruppe Sektierer, die sich von der Kirche abgespalten hatten und in etwa mit den »modernen« Selbstmordkommandos in Zusammenhang gebracht werden konnten.
Harvey Patterson hustete verlegen. »Pardon, Sir James, Sie sind so schweigsam.«
»Das bin ich in der Tat.«
»Und meine Antwort hat den Grund dazu geliefert.«

»Ich streite es nicht ab, Harvey. Und ich will Ihnen sagen, daß ich doch einigermaßen überrascht bin, diesen Namen aus Ihrem Munde zu hören.«

Patterson verzog säuerlich die Lippen. »Seien Sie mir nicht böse, doch bisher hielt ich Sie für einen Menschen, der versucht, ohne Vorurteile etwas einzuschätzen.«

»Waren meine Worte ein Vorurteil?«

»In gewisser Hinsicht schon. Sie waren auch so etwas wie eine Bestätigung für mich.«

»Hm.« Sir James rückte seine Brille zurecht. »Das begreife ich nicht ganz. Können Sie mich bitte aufklären?«

»Sagen wir so. Eine Bestätigung dafür, daß es gut ist, daß wir hier zusammensitzen.«

»Warum?«

»Ich weiß jetzt, woran ich bin.«

»Sie sprechen in Rätseln, Harvey.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Für mich schon.«

Patterson überlegte einen Moment, bis er nickte. Wie jemand, der sich entschlossen hat. »Ich möchte einen Graben überspringen und die Vorgeschichte weglassen. Kommen wir direkt zur Sache. Ans Eingemachte, wie man auch sagt.«

»Ich warte, Harvey.«

Patterson lächelte und erhob sich. Er blieb nachdenklich vor seinem Sessel stehen, was Sir James doch verwunderte. Er stellte keine Fragen, trank statt dessen einen kleinen Schluck Sherry und spürte den Geschmack auf seiner Zunge, der ihn an einen guten, alten und trockenen Wein erinnerte.

Der Superintendent wußte auch, daß sich Harvey Patterson verändert hatte. Seine Erklärungen hatten darauf hingewiesen. Eine neue Herausforderung beschäftigte ihn. Er interessierte sich für die Assassinen, die Sekte der Meuchelmörder, wie sie auch genannt wurde.

Aber Patterson sah sie mit anderen Augen.

Und wie sehe ich diesen Mann? fragte sich Sir James. Die Antwort war nicht schwer für ihn. Ein genaues Urteil konnte er sich nicht erlauben.

Dafür kannte er ihn einfach zuwenig. Sie hatten im Club hin und wieder Gespräche geführt. Jeder wußte von den anderen, was sie beruflich machten. Mehr aber auch nicht. Über Hobbys hatte man sich nicht unterhalten. Auch nicht über Ideen, über Träume, Wünsche und Ziele.

Es waren immer nur die oberflächlichen Redereien gewesen, das merkte Sir James jetzt immer deutlicher.

Und er spürte auch ein gewisses Gefühl der Warnung in seinem Innern.

Harvey Patterson benahm sich ziemlich seltsam. Sie hielten sich zwar gemeinsam in einem Raum auf, kamen sich aber trotzdem Lichtjahre voneinander getrennt vor. Eine Falle?

Sir James dachte auch daran. Und dieser Gedanke steckte nicht mal tief in ihm. Er drängte sich immer höher und mahnte den Yard-Mann zu einer gewissen Vorsicht.

Fragen stellte er keine. Er wußte, daß Patterson in diesem Fall die Regie führte, und das wollte er ihm auch überlassen.

Der Mann stand noch immer neben seinem Sessel. Er schaute auf einen bestimmten Punkt an der Wand. Es war die Stelle, an der ein Bild hing.

Der Rahmen schimmerte golden. Er sah ziemlich alt aus. Das Blattgold war an einigen Stellen bereits abgeblättert. Als Motiv zeigte das Bild den Ausschnitt einer mittelalterlichen Schlacht. Soldaten des Abendlandes schlugen auf die Ungläubigen ein und metzelten sie nieder. Auf dem Bild war der Sieg der Kreuzzügler deutlich dargestellt. In Wirklichkeit hatte es oft anders ausgesehen.

Sir James wunderte sich darüber, wie interessiert Patterson es betrachtete, er dann den Kopf zur Seite drehte und sich das Jackett aufzuknöpfen begann.

Sir James wunderte sich immer stärker. Eine Frage stellte er nicht. Er spürte, daß sie zu dieser Zeit unangemessen gewesen wäre, denn sein Besuch hier schien sich einem Höhepunkt zu nähern.

Patterson zog sein Jackett aus.

Er tat es mit sorgfältig abgestimmten Bewegungen. Er übereilte dabei nichts. Er streifte es von den Schultern, faltete es zusammen und drapierte es auf die Rückenlehne des Sessels. Das alles tat er, ohne Sir James einen Blick zu gönnen. Jetzt trug er nur noch das dunkelblaue Hemd und seine Hose.

Zu einem von Sir James befürchteten Striptease kam es glücklicherweise nicht, den Harvey Patterson setzte sich in Bewegung und ging mit steifen Schritten auf das Gemälde an der Wand zu. Er bewegte sich dabei so angespannt und zugleich in sich gekehrt, daß man sich über ihn nur wundern konnte. Sir James schüttelte den Kopf, als er dies mit ansehen mußte.

Patterson blieb vor dem Bild stehen. Noch immer sprach er kein Wort. Er betrachtete es in einer tiefen Andacht, nickte ihm zu, als wollte er sich mit den Personen dort unterhalten und drehte sich erst nach einer Weile um.

Sir James schaute ihn an. »Pardon, Harvey, aber ich weiß nicht, was Sie vorhaben…«

»Sie werden es erleben.«

»Ich bin gespannt.«
»Das glaube ich, Sir James.« Patterson lächelte. »Sie sollten jetzt zu mir kommen.«
»Und dann?«
Patterson räusperte sich. »Sie haben sich doch sicherlich die Frage gestellt, weshalb Sie hier bei mir sind. Und Sie sind nicht naiv genug, um an eine Plauderstunde zu glauben.«
»An eine Plauderstunde habe ich wirklich nicht gedacht, schließlich hast du es sehr wichtig gemacht.«
»Es ist auch wichtig.«
»Hängt es mit dem zusammen, was du mir über die Assassinen gesagt hast?«
»Auch.«
»Zeigt dieses Bild die Assassinen?«
»Vielleicht. Ich weiß es nicht so genau. Es ist durchaus möglich, daß sich unter den Kreuzfahrern auch Assassinen befunden haben, aber darum geht es nicht.«
»Worum dann?«
»Bitte komm!«
Obwohl das Wort bitte von ihm ausgesprochen worden war, hatte es sich angehört wie ein Befehl, denn dieser Unterton war dem Gast nicht verborgen geblieben. Er erwiderte nichts darauf, stützte sich nur an den Sessellehnen ab und stand auf.
Harvey Patterson schaute ihn an. Sir James gab diesen Blick zurück. Er forschte im Gesicht des anderen und stellte fest, daß es keine Emotionen zeigte. Der Ausdruck war hölzern. Nicht einmal gespannt. Er glich mehr dem eines Wächters vor dem Buckingham Palast.
Der Superintendent fühlte sich nicht wohl, als er auf seinen Gastgeber zuschritt. Aber auch er ließ sich nichts anmerken. Er hatte sich prima in der Gewalt, obwohl er sich schon darüber wunderte, daß Patterson sein Jackett nicht mehr trug. Möglicherweise behinderte es ihn auch bei Aktionen, die noch vor ihm lagen.
Neben Patterson blieb Sir James stehen. Auch er betrachtete das Bild aus der Nähe. Mit der Szene konnte er persönlich nicht viel anfangen, aber die Geschmäcker sind bekanntlich verschieden, und er wartete darauf, daß Patterson reagierte.
Das geschah in den folgenden Sekunden, als Harvey Patterson seine Arme ausstreckte, noch näher an das Bild herantrat und die Hände gegen den Rahmen legte.
Er hob das Bild an und nahm es ab!
Sir James schwieg und beobachtete nur. Patterson behielt das Bild für einen Moment in den Händen, bevor er sich zur Seite drehte und es wegstellte. Er gab jetzt den Blick auf die Wand frei, natürlich auch auf die Stelle, an der das Gemälde gehangen hatte.

Sir James schluckte. Er war überrascht, denn die Wand war an der Stelle nicht leer.

Dort hing ein Spiegel!

Bisher war er durch das Bild verdeckt gewesen, nun schaute der Superintendent hinein.

Die Spiegelfläche selbst schien aus Schatten zu bestehen, die sich nicht mehr bewegten und sich irgendwann einmal festgefressen hatten.

Sir James konnte sich trotzdem darin erkennen. Aber es störte ihn, denn was er da sah, war nicht mehr sein normales Spiegelbild, sondern mehr ein Schatten seiner selbst.

Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Der Spiegel zeigte tatsächlich einen schattigen Umriß und die gesamte Klarheit des Körpers.

Sir James war kein Dummkopf. Auch wenn er nicht zu den Menschen gehörte, die an die »Front« geschickt wurden, so wußte er doch Bescheid, denn seine Mitarbeiter John Sinclair und Suko informierten ihn über jeden Fall und die eintretenden Entwicklungen. Er wußte, daß Spiegel nicht gleich Spiegel war. Daß es diese Spiegel gab, die es einem Menschen erlaubten, einen Blick in andere Dimensionen zu werfen. Und nicht nur das. Manchmal waren sie sogar der Einstieg in fremde Welten.

Auch hier?

Sir James richtete sich innerlich darauf ein, ohne jedoch den anderen Mann darauf anzusprechen. Er blieb gelassen. Welche Gedanken sich hinter seiner Stirn abspielten, davon bekam sein seltsamer Gastgeber nichts mit.

Er blieb neben Sir James stehen. »Sie sind sicherlich überrascht, diesen Spiegel zu sehen?«

»Ja, das bin ich, Harvey. Jch bin nicht nur überrascht, ich zeige mich auch ein wenig befremdet darüber, daß Sie diesen Spiegel unter einem Bild versteckten. Aber Sie werden es nicht grundlos getan haben, denke ich mir.«

»Sir James, da haben Sie recht.«

»Danke.«

Man unterhielt sich noch kultiviert, aber die Spannung stand durchaus zwischen ihnen. Einem dritten Beobachter hätte es auch so vorkommen können, als würden sich die beiden gegenseitig belauern.

Harvey Patterson nickte dem Spiegel zu. Da er neben Sir James stand, war auch er in der Fläche zu sehen. Ebenfalls nicht klar, mehr schattig.

Wie jemand, der sich in die Fläche hineingedrückt hatte und vor ihren wolkigen Unebenheiten teilweise verschluckt wurde.

Sir James wollte den Mann aus der Reserve locken und fragte: »Der Spiegel scheint mir ein gewisses Alter zu haben. Außerdem sieht er

recht wertvoll aus.«

»Das ist der Fall.«

»Darf ich fragen, woher Sie ihn haben?«

»Ich werde gleich darauf zurückkommen, Sir James. Wichtig ist das, was ich vorhin andeutete.«

»Sie denken an die Assassinen?«

»Ja, an sie. Denn sie sind die Basis meines Tuns.«

»Meuchelmörder?«

Patterson zuckte zusammen. »Hören Sie doch auf. Lassen Sie ihre Vorurteile weg.«

»Ich bitte Sie, Harvey, das ist zum Teil geschichtlich bewiesen.«

»Ja, ja, ich weiß, aber sie waren nicht nur treue Diener ihrer Herren, sondern sehr gebildete Menschen, die sich allem Neuen gegenüber aufgeschlossen zeigten.«

»Wie das?«

»Ich will es Ihnen erklären, Sir James. Und es hängt auch mit ihm hier zusammen.« Er streckte den Arm aus und deutete auf den Spiegel. »Er spielt eine wichtige Rolle.«

»Das dachte ich mir. Woher haben Sie ihn? Stammt er aus der alten Zeit?«

»Ja.«

»Dann muß er wertvoll sein.«

Harvey Patterson lachte. »Wertvoll? Das ist kein Ausdruck. Er ist unermeßlich wertvoll, man kann es nicht fassen. Aber nicht nur wertvoll im Sinne eines Antiquitätenhändlers, der einen hohen Preis dafür erzielen will. Diesen Spiegel macht etwas besonderes so gut wie unbezahlbar. Er gibt den Blick in andere Welten frei. Er ist von den Assassinen aus dem Orient mitgebracht worden, und er war damals schon alt, denn sie haben ihn von den Ägyptern. Ein Spiegel, der einmal Nofretari gehört hat.«

Sir James bewies seine Allgemeinbildung, als er fragte: »Was das nicht die Lieblingsfrau von Ramses, dem Pharao?«

»Sehr gut«, lobte ihn Patterson.

»Und dieser Spiegel wurde von den Assassinen gefunden und dann mitgenommen.«

»So ist es gewesen.«

»Und weiter?«

»Sie hüteten ihn wie einen kostbaren Schatz. Sie wußten, was er bedeutete. Er gab ihnen Gelegenheit, an die Magie und an das Wissen der alten Ägypter heranzukommen.« Patterson lachte auf. »Niemand kann heute ermessen, wie überlegen die Assassinen den meisten Menschen waren. Sie behielten ihr Wissen allerdings für sich. Nur hin und wieder ließen sie es aufblitzen, wenn sie Kultur und Wissenschaft beeinflussen wollten.« Patterson schüttelte den Kopf, als er flüsterte:

»Und dieser Spiegel hat nichts von seiner Macht verloren. Nofretari hat ihn einmal besessen. Und sie weihte ihn.«

»Wem weihte sie ihn?«

»Der Macht des Siegels. Dem Symbol der Auferstehung und der Wiedergeburt, eben dem…«

»Skarabäus.«

»Ja!« erklärte Patterson. Diesmal gab er seine Verwunderung über das Wissen seines Gastes nicht kund. »Dem Skarabäus wurde der Spiegel geweiht. Einem der mächtigsten Symbole der alten Ägypter. Einem magischen Tier, das durch die Götter geweiht worden ist.«

»Und weiter…?«

Patterson schüttelte unwirsch den Kopf. »Haben Sie nicht zugehört, Sir James? Ich sprach von der Wiedergeburt und der Auferstehung.«

»Doch, das habe ich. Aber wer soll wiedergeboren werden?«

»Meine Freunde.«

»Die Assassinen.«

»Ja.«

Sir James schwieg. Darüber mußte er hinwegkommen. Aber er wollte es nicht zu kompliziert machen und streckte dem Spiegel die Hand entgegen.

»Wenn ich alles begriffen habe, können die Assassinen durch diesen Spiegel kommen und sich in unserer Zeit bewegen.«

»Das ist es!« flüsterte Patterson.

Sir James blieb sehr ruhig. Auf seinem Nacken allerdings lag ein leichter Schweißfilm. »Eine andere Frage hätte ich schon noch.«

»Bitte, bitte, nur raus damit!«

»Könnte es möglich sein, oder ist es Ihnen gelungen, Harvey, die Meuchelmörder aus der alten Zeit in unsere Gegenwart zu holen?«

Patterson lachte, und es hörte sich an wie ein Jubelschrei. »Ja, Sie haben recht. Es ist mir gelungen, die Brücke zu schlagen. Sie aus der alten Zeit hervorzuholen, hinein in die Gegenwart. Sie sind bereits hier, und sie haben sich schon bemerkbar gemacht. Die Kraft des Skarabäus treibt sie an wie ein Motor.«

»Hier im Haus?« fragte Sir James.

Patterson lachte. »Ich weiß, Sie sind Polizist und müssen so fragen. Aber erlauben Sie mir, daß ich meine eigenen Ansichten darüber habe. Ihre letzte Frage ist mir zu speziell gewesen. Sie werden trotzdem eine Antwort bekommen. Ich will, daß sie wieder mächtig werden. Ich will sie führen. Ich will ihr König sein. Ich will die Assassinen aus ihrer Zeit hierherholen, damit sie mir den Weg freimachen. Es ist ja nicht nur der eine Weg, den der Spiegel uns vorschreibt. Sie können ebensogut wieder zurück in ihre Zeit, und niemand, Sir James, wird sie finden. Es ist einfach das Außergewöhnliche und Wunderbare, das ich Ihnen präsentiere.« Er

lächelte selbstgefällig und sah den Mann neben sich mit einem Blick an, der Bände sprach.

Sir James begriff sehr gut. Er redete auch nicht um den heißen Brei herum. »Da Sie mir alles erzählen, Harvey, kann ich davon ausgehen, daß Sie sicher sind, daß ich es nicht mehr weitergeben kann.«

»So ist es.«

»Das heißt, Sie haben meinen Tod beschlossen?«

»Ja.«

Ein kleiner Schweißtropfen hatte sich gelöst und rann wie eine kühle Kugel über den Rücken des Superintendenten. Sir James behielt die Kontrolle. Er rückte nur seine Brille wieder zurecht, die auf dem schweißfeuchten Nasenrücken immer nach vorn glitt.

Patterson schaute ihn an. »Ich will Ihnen das auch erklären, Sir James.«

»Darum bitte ich.«

»Gut. Wir kennen uns durch den Club. Wir wissen, was wir voneinander zu halten haben. Ich weiß auch, daß Sie mein Feind werden müssen. Sie und Ihre Männer sind darauf spezialisiert, uns zu jagen, weil Sie es nicht akzeptieren können. Das verstehe ich, und deshalb habe ich schon vorgesorgt.«

»Ach ja? Wie das?«

»Ich habe einen Krieger aus seiner Zeit in die unsere kommen lassen. Er trat durch den Spiegel. In ihm steckte die mächtige Kraft des Skarabäus. Er war von ihm beeinflußt, und er wußte genau, was er zu tun hatte, Sir James.«

»Das sagten Sie ihm.«

»Ja.«

»Und wie lautete der Auftrag?«

»Töten!«

Sir James räusperte sich. »Darf ich fragen, wen er töten sollte?«

Harvey Patterson lachte leise. »Sie kennen die beiden Männer sehr gut. Es sind John Sinclair und Suko…«

***

Der Superintendent schwieg. Aber nicht, weil er so überrascht war, denn die letzten Worte hatten bereits darauf hingedeutet, er war eigentlich froh, daß sich dieser Meuchelmörder um John und Suko kümmern wollte, denn sie gehörten zu den Männern, die sich wehren konnten und nicht so einfach zu besiegen waren. Hätte es einen Unbedarften getroffen, wäre der Erfolg hundertprozentig gewesen. Bei ihnen aber konnte sich Sir James eine gewisse Überlebenschance ausrechnen.

»Das mußte so sein«, erklärte Patterson, »denn Sinclair und dieser Chinese hätten uns gejagt.«

»Da haben Sie wohl recht.«
»Eben. Und aus diesem Grunde bin ich dabei, die Hindernisse schon sehr frühzeitig aus dem Weg zu räumen. So sieht mein Plan aus, und es ist gut denkbar, daß zumindest einer von ihnen nicht mehr am Leben ist. Wahrscheinlich beide, denn die vergangene Nacht war die Nacht der Assassinen. Nichts hat er verlernt. Er findet sich in unserer Zeit ebenso zurecht wie in seiner, das habe ich festgestellt, und er gehört außerdem der Gruppe an, die begriffen hat, welche Kraft in dem Spiegel der Nofretari steckt. Ihre Kraft ist auch auf ihre Diener übergegangen. Sie wissen jetzt, daß ich nicht einfach jeden Assassinen rüberkommen lasse, sondern nur welche, die einer bestimmten Gruppe angehören. Und ich fühle mich selbst als einer von ihnen. Auch in mir steckt die Kraft des Skarabäus. Ich werde ihr Anführer sein.«
Sir James nickte. »Das habe ich alles verstanden«, gab er zurück.
»Doch sie scheinen sich nicht sicher zu sein, ob meine Leute noch leben oder nicht.«
»Sie sind bestimmt tot!« flüsterte er.
»Trauen Sie den Assassinen so viel zu?«
»Ja.«
»Wieviel sind gekommen?«
»Zwei.«
»Und das hat ausgereicht?«
»Für Sinclair und Suko sogar einer. Aber Sie haben nach dem zweiten gefragt, Sir James. Ich will Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben. Er steht hinter Ihnen. Wenn Sie sich umdrehen, werden Sie Ihrem Mörder ins Gesicht schauen können…«

***

Es war kein Bluff. Sir James glaubte Patterson jedes Wort. Nur ließ er sich Zeit. Er gönnte es dem anderen nicht, seine Furcht zu sehen und seine Besorgnis. Er blieb sehr ruhig, wartete noch immer ab und drehte sich erst dann langsam um.
Das Licht hielt sich in Grenzen. Auf den Regalen waren Punktleuchten angebracht, die ihre Lichtmenge konzentrierten.
Der Schatten vor der Tür allerdings war trotzdem nicht zu übersehen.
Eine unheimliche Gestalt, die trotz ihrer hellen Kleidung gefährlich und bösartig wirkte. Das Gesicht sah Sir James nicht, doch die helle Kutte fiel ihm auf, und er konnte auch die Kopfbedeckung sehen, denn sie war durchaus dunkel.
»Das ist er«, flüsterte Patterson. »Das ist der Mann aus der Vergangenheit und zugleich Ihr Mörder. Er weiß, daß er Sie töten soll, und er wird es auch tun. Später wird ihn niemand finden, denn durch den Spiegel kehrt er wieder zurück in seine Zeit. Wenn Sie es schaffen, dann denken Sie mal darüber nach, welche Möglichkeiten sich da

bieten. Sie sind einfach phantastisch. Sie sind unwahrscheinlich. Sie eröffnen mir völlig neue Zukunftsperspektiven. Ich werde meine Dienste anbieten können. Ich werde zum Anführer einer bisher noch nicht dagewesenen Mord-AG hochsteigen. Ich werde herrschen können, und niemand wird in der Lage sein, mir etwas zu beweisen.«

Das brauchte Patterson ihm nicht erst zu sagen, Sir James wußte auch so, woran er war. Und er glaubte dem Mann einfach jedes Wort, der so sicher und triumphierend vor ihm stand, dabei breit grinste und seinen Sieg genoß.

»Ein guter Plan!« stimmte Sir James zu. »Aber nicht gut genug. Man weiß, daß ich zu Ihnen gefahren bin.«

»Na und?«

»Man wird Sie bestimmt nicht in Ruhe lassen. Ich will mir nichts einbilden, aber es wird schon einigen Wirbel verursachen, wenn ich nicht mehr am Leben bin.«

»Richtig. Aber das ist nicht tragisch. Wer will mir etwas beweisen können? Wo ist der Mörder?« Patterson lachte und deutete auf den Spiegel. »Er wird bald wieder in seiner Zeit verschwunden sein. Wer sollte ihn dann noch finden können? Sie schaffen es nicht, und Ihre Leute können es nicht mehr.«

»Ich denke, daß Sie uns unterschätzen, Harvey.«

»Nein, auf keinen Fall. Ich bin besser. Wer hat je eine derartige Idee gehabt? Können Sie mir das sagen, Sir James?«

»Ich müßte nachdenken.«

»Das weiß ich. Aber Sie werden auf keine Lösung kommen, das garantiere ich Ihnen. Nichts, Sir James, wird darauf hinweisen, daß ich der Anführer bin. Einverstanden, Ihre Leute sollen kommen. Sie sollen sich hier umsehen. Sie werden die Spuren suchen und sie aufnehmen. Sie werden auch den Spiegel sehen. Aber glauben Sie denn im Ernst, daß jemand seine wahre Funktion erkennt?« Patterson lachte und sprach schnell weiter. »Die beiden, die es eventuell geschafft hätten, leben nicht mehr. Sinclair und Suko sind tot.« Er hatte im Brustton der Überzeugung gesprochen, und Sir James spürte schon das Frösteln auf seinem Rücken, denn die Chancen des Harvey Patterson standen tatsächlich gut.

Er drehte sich wieder um und warf dem Spiegel einen Blick zu. Die Fläche zeigte keine Veränderung. Sie blieb weiterhin düster und wolkig, als wollte sie ein schreckliches Geheimnis verbergen.

»Nur, Sir…?«

»Ja, ich denke, daß Sie einen guten Plan für sich ausgearbeitet haben.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Aber eine Frage hätte ich noch.«

»Bitte, ich bin großzügig.«

Sir James deutete wieder auf den Spiegel. »Bisher haben Sie nur von den anderen gesprochen. Mich würde interessieren, ob Sie diese Reise auch schon unternommen haben. Sind Sie bereits in der Zeit der Assassinen gewesen?«

Patterson hätte es eigentlich nicht nötig gehabt, eine Antwort zu geben, denn der Glanz in seinen Augen war schon Erwiderung genug. Er sprach trotzdem, denn jeder Mensch wollte seinen Triumph kundtun und andere damit kleinmachen. »Natürlich war ich drüben. Ich habe mir dort die Kraft geholt. Ich habe die Macht des Skarabäus erkannt. Und ich bin einer von ihnen geworden.«

»Von wem?«

»Der Skarabäus hat mich aufgenommen. Ich wurde anerkannt. Ich bin ein Mitglied der Assassinen, aber ich bin gleichzeitig mehr. Ich bin ihr Anführer.« Er deutete auf seinen Kopf. »In mir hat sich die magische Macht des heiligen Käfers gefestigt. Er akzeptierte mich durch seinen Biß. Nur durch ihn bin ich zu dem geworden, als der ich mich heute fühle. Ich bin ein Teil der Vergangenheit und ein Teil der Gegenwart. Ich bin unbesiegbar.«

Sir James erwiderte nichts. Schon mancher hatte sich selbst überschätzt und später dafür bezahlen müssen, aber Harvey Patterson hatte sein Leben wirklich optimal getimt und war Schritt für Schritt vorangegangen.

Die Falle war zugeschnappt. Sir James sah für sich keinen Ausweg. Er dachte auch an seine beiden Mitarbeiter. Waren sie tatsächlich tot?

Hatte Harvey Pattersons Plan so optimal funktioniert?

Zumindest am frühen Morgen war davon noch nicht die Rede gewesen.

Da hatte alles normal ausgesehen. Eine Minute unbeobachtet sein. Nur sechzig Sekunden allein mit einem Telefon. Das wäre es gewesen. Dann hätte er in Erfahrung bringen können, ob etwas passiert war.

So hoffnungslos, was John Sinclair und Suko anging, war Sir James trotzdem nicht. Glenda Perkins wußte, wo er sich aufhielt. Wenn die beiden tot gewesen wären, dann hätte sie hier bei Patterson angerufen.

Es war für ihn ein positives Vorzeichen, daß sie es nicht getan, hatte, und so blieb die Hoffnung.

Nur würden die beiden kaum hier erscheinen, denn der Besuch bei Patterson war kein dienstlicher. Er glich einem privaten, und das wußte Glenda auch.

»Woran denken Sie, Sir James?«

»An einiges.«

»Auch an Ihren Tod?«

»Ja, auch an ihn.«

»Sie können ihm nicht mehr entrinnen. Ich habe ihn beschlossen, und

ich führe ihn auch durch.«
»Ich weiß es.«
»Sie sind bereit?«
»Das ist niemand.«
»Aber hier wohnt der Tod!« zischte Patterson. »Hier lebt er. Hier ist sein Zuhause.«
»Ich glaube es Ihnen.«
»Dann ist es gut.« Harvey Patterson schnippte mit den Fingern. Es war das Startzeichen für den Meuchelmörder, der darauf nur gewartet hatte, denn er löste sich von der Tür.
Er ging vor.
Seine Schritte waren kaum zu hören. Er schlich wie eine Katze, als er zur Seite trat. »Ich werde euch nicht stören!« flüsterte er, »aber ich werde gern dabei zuschauen, wie sie die Klinge meines Freundes von unten bis oben aufschlitzt…«

***

Wir waren ziemlich schnell gefahren. Einen Grund dafür gab es nicht.
Anders verhielt es sich mit unseren Gefühlen oder Vorahnungen. Beide waren wir davon überzeugt, daß Sir James in einer Klemme steckte.
Hier lief ein magisches Mörderspiel ab, in dessen Zentrum wir bisher noch nicht hineingeraten waren, und das sah nicht gut für uns aus, Wir wollten die Welle, die höchstwahrscheinlich auf uns zurollte, schon im Keim zerstören.
Das große London lag hinter uns. Wir sahen dafür viel dichten Wald, das Wasser der Themse, die kleinen Seitenkanäle, die Wiesen mit ihren Sommerblumen, die feuchten Auen, aber wir sahen auch die Busse mit den Touristen, die Schloß Windsor ansteuerten.
Bis Windsor brauchten wir nicht. Der Weg zweigte zuvor ab. Wir würden einen kleinen Ort erreichen, der nur aus wenigen Häusern bestand und nur auf wenigen Karten verzeichnet war. Es gab dort die Reste einer alten Burg, einige Herrenhäuser und einen Golfplatz in der Nähe, an dessen Westseite wir entlangrollten und einige Spieler entdeckten.
Über altes Pflaster rollten wir tiefer in die typisch englische und ländliche Gegend hinein. Buschwerk nahm uns oft genug die Sicht.
Brombeerhecken bildeten ein undurchdringliches Dickicht, und die Überlandleitungen sahen aus wie Riesenschlangen, die in der Luft hingen.
Zum Haus des Harvey Patterson führte nur ein unbefestigter Weg.
Der Himmel über uns präsentierte sich nicht gerade sommerlich. Ein dichtes Grau aus schwer wirkenden Wolkenmassen bedeckte ihn. Auf der Erde bildete das dichte Grün der Pflanzen einen Kontrast.

Wenn Sir James jemanden einen Besuch abstattete, fuhr er nicht selbst.

Ihm stand ein Fahrer zur Verfügung. Den aber hatte er bestimmt wieder weggeschickt. Für den Rückweg würde er ein Taxi nehmen oder sich von Pattersons Fahrer chauffieren lassen.

Ich sprach mit Suko darüber, und mein Freund fragte mich: »Was bedeutet das für uns?«

»Daß wir nicht bis direkt an das Haus heranfahren sollten.«

»Gut.«

»Wir können uns anschleichen.« Er nickte.

Noch sahen wir das Haus nicht. Lange und hohe Buchenhecken säumten den Pfad, der nur in Kurven verlief, so daß wir das Gelände nicht überblicken konnten.

Wir fuhren in eine Senke hinein -und sahen das Haus!

Nicht unheimlich groß, aber auch nicht sehr klein. Ein Gutshaus, dessen Fassade von dichtem Efeu geschützt wurde. Er bildete eine ideale Welt für die zahlreichen Vögel, die dort nisten konnten.

Ich zog den Rover nach rechts, weil ich dort eine Lücke entdeckt hatte.

Als das Gestrüpp auf der Motorhaube wippte, hielt ich an. Wir stiegen aus und suchten nach einer günstigen Gelegenheit, ungesehen zu dem Haus zu gelangen.

Die bot sich uns auch, wenn wir einen Bogen nach rechts schlugen und die Geländeform nicht aus den Augen verloren. Hier hatten sich die wilden Hecken ausbreiten können, was wir natürlich ausnutzten. Als Deckung.

Der Blick aufs Haus wurde uns immer wieder gestattet. Kein Wagen parkte vor der Treppe, auch nicht vor der seitlich angebauten Garage.

Im Schatten des dicht wachsenden Efeus sahen die Scheiben der Fenster dunkel wie grauer Rauch aus, als hätte er sich in das Glas hineingedrängt. Deshalb war auch von außen nicht zu sehen, ob sich hinter den Scheiben etwas bewegte.

Wir gingen geduckt weiter. Vögel tobten durch die Luft und begleiteten uns mit ihrem Singen. Am Haus bewegte sich nichts. Es gab auch keinen Garten, der gepflegt werden mußte. Dieser Bau aus dunkel gewordenen Ziegelsteinen stand mitten im Gelände, als hätte ihn dort jemand einfach abgestellt.

Durch den großen Bogen näherten wir uns dem Ziel von der Seite. Um die Haustür zu erreichen, mußten wir an der langen Front entlangschleichen, und dann kam es zu einem weiteren Problem: anschellen oder versuchen, so einzudringen?

Es war schwer, auf die Frage eine Antwort zu finden. Wir würden uns entscheiden, wenn wir vor der Tür standen. Zunächst einmal schlichen wir durch das hohe Gras. Der leichte Wind trieb Pollen wie

Schneeflocken durch die Luft. Sie sahen manchmal aus, als wären es Wasserspritzer, die über grüne Wellen hinwegflogen.

An der halbrunden Treppe blieben wir zunächst einmal stehen. Unsere Blicke galten den Fenstern. Vor manchen hingen Vorhänge. Andere waren frei. Keine Bewegung dahinter. Auch kein fremder Laut, der uns irritiert hätte.

Suko stieg als erster hoch zur Haustür. Er schaute mich fragend an, als er auf das Schloß deutete. »Oder sollen wir klingeln?«

Ich hob die Schultern.

»Was sagt dein Gefühl?«

»Nichts Gutes.«

»Okay, dann sind wir uns einig. Mir gefällt die Ruhe auch nicht, und das Türschloß hier dürfte kein Problem sein.«

»Dann los!«

Suko holte sein Besteck aus der Tasche. Es lag oft in unserem Rover, versteckt im Handschuhfach. Mein Freund hatte es sicherheitshalber mitgenommen.

Die einzelnen Geräte waren in einem Etui untergebracht, das dem für Brillen ähnelte. Er klappte es auf und suchte sich das richtige Instrument heraus.

Ich behielt derweil die Umgebung im Auge, ohne dort etwas sehen zu können, das mich mißtrauisch gemacht hätte.

Suko arbeitete gut und leise. Er hatte sich zu einem Fachmann entwickelt und benötigte nicht mal eine halbe Minute, um das Schloß zu öffnen.

»Alles klar, John.«

Ich nickte. Suko hatte die Tür leicht nach innen geschoben und mit dem Fuß gebremst.

Der Weg ins Haus war frei…

***

Sir James sah den Krummdolch, der aus der Faust des Assassinen in die Höhe ragte. Die Klinge glänzte heller als der Spiegel. Sie war an beiden Seiten geschliffen und würde in seinen Körper eindringen wie Butter.

Der Mann, der diese Waffe hielt, schien über den Boden zu schweben.

Seine Haut war relativ dunkel. Hinzu kam der schon schwarze Bart, der seinem Gesicht einen noch düstereren Ausdruck gab. In den ebenfalls dunklen Augen schimmerten Reflexe, wenn sich hin und wieder ein Lichtstrahl in seine Pupillen verirrte.

Daß er kein Erbarmen hatte, stand für Sir James fest. Aber er wollte nicht das Tier sein, das zur Schlachtbank geführt wurde. Er wollte seinen Tod so lange wie möglich hinauszögern, was allerdings

schwierig war, denn der Killer war ihm an Kräften überlegen.

Auch an Geschmeidigkeit und an Schnelligkeit, denn zwischen ihnen beiden lagen Jahre.

Sir James suchte nach einem Ausweg.

Er trug keine Waffe bei sich. Er mußte sich eine besorgen. Schußwaffen gab es hier sichtbar nicht, und der Mörder kam näher. Sein Mund zuckte, der dunkle Bart bewegte sich auch. Sir James überlegte tatsächlich, ob er den Spiegel als Fluchtweg benutzen wollte, um in der anderen Zeit zu verschwinden.

Das brachte auch nichts, denn der Meuchelmörder würde ihm folgen und ihn dort töten.

Es blieb ihm nur der direkte Weg, der Kampf mit dem Killer! Mann gegen Mann. Waffe gegen Waffenlosigkeit.

Patterson hatte sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen. Von dort aus konnte er alles überblicken und gut beobachten. Sein Kichern klang ebenso widerlich wie seine Stimme. »Ich werde mit Vergnügen zuschauen, wenn er dich aufschneidet, James.«

Er bekam keine Antwort, denn Sir James behielt den Mörder im Auge.

Der bewegte jetzt seinen rechten Messerarm. Er schwang ihn nach vorn und wieder zurück. Er deutete einen Angriff an, ohne ihn jedoch auszuführen. Immer wieder fintete er, aber nicht mit schnellen, sondern langsamen und schon ritualisierten Bewegungen, als wollte er seinem Opfer vormachen, wie es weiterging.

Plötzlich sprang er vor.

Sir James hörte, wie die Klinge durch die Luft schnitt. Sie hinterließ dabei ein besonderes Geräusch, als wäre Wind an alten Knochen vorbeigefegt.

Er selbst bewegte sich zurück. Er war schnell, aber die Klinge hätte ihn auch so nicht getroffen. Dieser tänzerisch anmutende Angriff war abermals eine Demonstration gewesen, die von Patterson kommentiert wurde. »Er ist schnell, nicht wahr? Er ist alles. Schnell und tödlich. Das andere wirst du jetzt merken.«

Sir James gab keine Antwort. Er war voll konzentriert und hatte es auch geschafft, seine Angst zu unterdrücken. Ihm war plötzlich überdeutlich klargeworden, daß sich außer ihm und dem Killer noch Harvey Patterson im Zimmer befand, und das konnte sich durchaus für ihn zu einem Vorteil entwickeln, wenn er es schlau anfing.

Patterson befand sich in einem Rausch. Er wollte Blut fließen sehen. Er war schon der große Anführer einer Mord-AG, der nichts nachgewiesen werden konnte, und er dachte nicht daran, sich auf die Verliererstraße zu begeben.

Auch Sir James mußte über seinen eigenen Schatten springen und sehr schnell sein. Der geworfenen Klinge konnte er nicht entwischen,

sie war immer schneller als er, aber der Assassine würde sich darauf auch nicht einlassen. Er war wirklich jemand, der den Mord oder die Bluttat ritualisierte, das hieß, er würde an den Feind herankommen, ihm Auge in Auge gegenüberstehen und ihn dann killen.

Im Laufen griff Sir James nach einer Vase. Ob sie wertvoll war oder nicht, das spielte für ihn keine Rolle, er packte sie und schleuderte sie in die Richtung des Meuchelmörders. Wie der Mann dem Wurfgeschoß entging, bekam Sir James nicht mit. Er hörte sie nur nach dem Aufprall splittern. Zugleich erreichte Pattersons Fluch seine Ohren. Der Mann war über den Verlust seiner Vase sauer. Plötzlich löste er sich aus der Ecke und lief auf Sir James zu.

Das kam ihm zupaß.

Bevor Patterson ihn noch erreichen konnte, räumte Sir James die zweite Vase von dem ovalen Mahagonitisch ab.

»Nicht, nicht!« brüllte Patterson. Er sprang auf Sir James zu, und der wuchtete ihm die Vase entgegen. Wo sie genau traf, war ihm egal, er sah nur, wie Patterson zusammenbrach. Für einen winzigen Moment durchzuckte ihn das Gefühl des Triumphs, das einen Augenblick später von einem wilden Schmerz abgelöst wurde, der durch seinen linken Arm raste.

Sir James wußte Bescheid.

Der Assassine hatte zugestochen und dabei die Klinge über die Schulter und den oberen Arm fahren lassen. Wie Papier war der Ärmel des Anzugs durchtrennt worden, um danach eine lange Schramme in der Haut zu hinterlassen.

Der Superintendent huschte zur Seite. Er nahm die Verletzung noch nicht richtig wahr. Der Schock hielt ihn umklammert. Patterson wälzte sich stöhnend in seiner Nähe über den Boden. Um seinen Körper herum verteilten sich die Scherben der Vase.

Sir James war trotz der Verletzung nicht zu halten. Warm rann das Blut aus der Wunde. Den rechten Arm konnte er noch gebrauchen, und der dachte auch nicht mehr viel nach. Er handelte nur, als er den Mann auf die Füße zerrte.

Patterson war zu benommen, um sich wehren zu können. Sir James hielt ihn mit dem berühmten Kaninchengriff am Kragen seiner Anzugjacke fest. Er hörte sich selbst keuchen, und er merkte auch, daß ihm die Verletzung zu schaffen machte. Der Körper reagierte einfach darauf, Jetzt war der erste Schock vorbei.

Trotzdem hielt er den Mann fest.

Und dann wuchtete er Patterson vor. Sir James hatte alles an Kraft in diesen Schwung hineingelegt, zu dem er fähig war. Der Körper flog auch von ihm weg, wobei Patterson noch die Beine bewegte, aber nicht mehr richtig laufen konnte, stolperte, die eigenen Füße verdrehte und auf den Meuchelmörder zukippte.

Für eine Sekunde stand alles auf der Kippe!

Sir James hatte gehofft, daß der Mörder die Klinge nicht mehr rechtzeitig wegdrehen konnte und sie in den Körper des anderen hineinrammte.

Aber er hatte die Wendigkeit der Gestalt aus der Vergangenheit unterschätzt.

Sie wich mit einer glatten Bewegung aus, zumindest brachte sie die Stichwaffe aus der Reichweite, aber das kostete sie auch Sekunden, die Sir James brauchte.

Es war seine Zeit zur Flucht!

So schlecht er sich auch fühlte, er mußte es einfach durchziehen und hetzte auf die Tür zu.

Raus aus dem Zimmer, raus aus diesem Haus! An seinen verletzten Arm dachte er nicht mehr, er fürchtete sich nur davor, daß der Killer seine Waffe trotzdem warf und sie ihn in den Rücken traf.

Sir James erreichte die Tür.

Hinter sich hörte er die leisen, schnellen Schritte und auch das zischelnde Lachen. Vielleicht ein Beweis für die Fortsetzung des Spiels zwischen Hase und Fuchs, das nur der Fuchs gewinnen konnte.

Der Superintendent stolperte in den Eingangsbereich hinein, der durch das graue Tageslicht nur unvollständig erhellt wurde. Er glaubte plötzlich daran, es nicht mehr schaffen zu können. Zu dicht war der Killer schon hinter ihm.

Sein Keuchen floß wie ein warmer Strahl über den Nacken des Flüchtenden, der plötzlich das fremde Bein zwischen seinen spürte,, das ihm von hinten hineingeschoben wurde.

Plötzlich lag er in der Luft. Der Boden raste auf ihn zu. Er stützte sich trotzdem ab. Auch mit dem linken Arm, der von einer glühenden Welle durchrast wurde. Der Schmerz ließ ihn schreien und trieb ihm zugleich die Tränen in die Augen.

Sir James fiel nicht zu Boden. Er prallte gegen einen Tisch, schob ihn vor, dann rutschte er über die Kante hinweg und blieb auf dem Steinboden liegen.

Etwas wischte als Schatten über sein Gesicht hinweg. Es war der Saum der Kutte, der durch die heftige Bewegung des Killers herumgeschwungen war.

Sir James streckte seinen rechten Arm aus. Den linken konnte er nicht mehr bewegen. Er war wie taub, doch gleichzeitig von Schmerzen durchtost.

Der Assassine kniete plötzlich neben ihm. Mit der linken Hand drückte er den erhobenen Arm des Mannes mit einer schon lockeren Bewegung nach unten und preßte ihn dort auf den Boden.

Er hielt ihn dort fest.

Seine andere Hand war frei.

Und sie hielt das Messer.

Sir James starrte in die Höhe. Er sah die verfluchte Klinge. Dahinter stand wie ein schreckliches Gemälde das bärtige Gesicht des Meuchelmörders.

Zum erstenmal fiel ihm auch der Mund in dem dunklen Bartgestrüpp auf.

Er wirkte wie eine feuchte Wunde, auf der noch der matte Glanz des Speichels schimmerte.

Sir James gab sich auf.

Über ihm schwebte der Tod in Form einer gekrümmten Dolchklinge, und sie zielte auf seinen Bauch.

»Tot!« keuchte der Killer. »Tot…«

Es war der Moment, in dem ein Mensch die unbeschreibliche Todesangst hätte empfinden müssen. Auch Sir James war nur ein Mensch, aber dieses Gefühl raste nicht in ihm hoch, weil etwas anderes passierte.

Seine Sinne waren nicht mehr so geschärft. Er hörte die beiden krachenden Laute nur mehr im Unterbewußtsein, aber die Augen funktionierten noch. Plötzlich zersprang das Gesicht des Assassinen in einem Brei von Blut, Knochen und Sehnen…

***

Wir hatten geschossen. Und wir hatten keine andere Chance mehr zur Rettung unseres Chefs gesehen, als auf das Gesicht zu zielen.

Beide geweihten Silberkugeln waren tief in das Ziel hineingedrungen.

Das bärtige Gesicht war praktisch zerplatzt, doch die Angst, daß der Messerarm in einem letzten Reflex nach unten fahren konnte, beherrschte uns trotzdem. Dann gab es auch für Sir James keine Rettung mehr.

Zum Glück kam es anders.

Die Einschläge der beiden Kugeln waren so wuchtig gewesen, daß der Körper des Killers ebenfalls zurückschnellte. Der rechte Arm vollführte unkontrollierte Bewegungen. Er hämmerte nach unten. Der blitzende Stahl begleitete ihn, aber er traf nur den Steinfußboden, wo das Messer abrutschte wie ein Schlittschuh.

Tot blieb der Killer liegen.

Wir waren in den Eingangsbereich gestürmt. Suko nach rechts, ich nach links. Die Waffen in den Händen haltend. Unsere Arme bewegten sich, wir zielten dabei in die verschiedenen Richtungen und loteten die dunklen Ecken aus.

Niemand hielt sich dort versteckt. Es gab keine Bewegung, die uns gestört hätte. Der Killer war allein gewesen, aber wir sahen auch die offene Tür zu einem anderen Raum. Wahrscheinlich war Sir James durch sie in die kleine Halle hineingeflohen.

Unser Chef richtete sich auf. Er keuchte dabei. Die Brille war verrutscht, und wir sahen das Blut an seinem linken Arm. Es hatte den Stoff des Ärmels getränkt.

Er schaute uns an. Seine Lippen bewegten sich mühsam. Wir wollten, daß er stumm blieb, aber er brachte die Worte doch keuchend hervor.

»Patterson ist nebenan. Vorsicht…«

»Okay, Sir«, sagte Suko. »Was ist mit Ihnen…?«

»Kümmert euch nicht um mich. Später. Ich komme schon zurecht. Und danke…« Dann fiel er wieder zurück.

Wir hatten seine Worte nicht vergessen. Patterson war also derjenige, der im Hintergrund diese teuflische Regie geführt hatte. Wir kannten ihn nicht, aber wir würden ihn kennenlernen.

Trotz allem überstürzten wir nichts. Die Tür zum Nebenraum stand nicht so weit offen, als daß wir mit einem Blick alles hätten übersehen können.

Wir mußten sie schon ganz öffnen, was Suko übernahm.

Wir schauten hinein.

Der Raum war ziemlich groß. Er konnte als Arbeitszimmer und als Bibliothek dienen. Aber das war nicht wichtig. Uns ging es um den Mann, der uns den Rücken zudrehte.

Er stand zwischen zwei Inseln aus Scherben und starrte in den Spiegel hinein, dessen Fläche uns sehr dunkel vorkam.

Was Patterson damit bezweckte, war uns noch nicht klar. Wir gingen näher heran. Sicherlich konnte er uns im Spiegel sehen, aber er reagierte überhaupt nicht. Er stand einfach nur da, wie ein arroganter Pinsel, für den es nur sein Aussehen gab.

Suko und ich bewegten uns sehr leise. Einer schaute nach rechts, der andere nach links.

Keine Gefahr.

Patterson war allein mit sich und dem Spiegel. Andere Meuchelmörder warteten nicht auf uns.

Es war schon sehr seltsam. Eine beinahe andächtige Stille lag in diesem Zimmer. Unsere Schritte dämpfte ein Teppich. Durch die Fenster fiel kaum Licht, da die Vorhänge zugezogen waren und nur schmale Spalte freiließen.

An der linken Seite waren in einem Regal kleine Punktleuchten angebracht worden, die nicht das ganze Zimmer erhellten, nur die angestrahlten Ecken.

Ich nahm die gesamte Umgebung auf. Da wurde mein Gehirn zu einem Computer, der über eine große Speicherkapazität verfügte. Sicherlich ging es Suko ebenso.

Patterson rührte sich nicht. Er ließ uns kommen. Wir hörten ihn auch nicht, aber wir waren jetzt so nahe heran, daß wir seine Gestalt bald sehen mußten, vielleicht sogar im Spiegel.

Ja, wir sahen ihn!
Gemeinsam stöhnten wir auf, und ich flüsterte: »Mein Gott, das ist doch nicht möglich!«

***

Harvey Patterson stand vor dem Spiegel. Er hatte sich wieder aufgerafft, den Treffer mit der Vase verdaut, und es ging ihm jetzt entsprechend besser.
Der Spiegel war für ihn das Wichtigste überhaupt. Er war so wertvoll wie sein eigenes Leben, denn er ermöglichte ihm den Eintritt in eine andere Welt, in andere Zeiten: von der Gegenwart, in der er lebte, bis in die Vergangenheit.
Der Überlebenskampf seines Gastes war nicht mehr als ein Strohfeuer gewesen. Er würde es nicht schaffen, da konnte Patterson ganz beruhigt sein.
Er brauchte jetzt den Draht nach »drüben«. Dort saßen seine Helfer. Mit ihnen mußte er unbedingt Kontakt aufnehmen. Der Spiegel steckte voller Rätsel, aber er war auch gefüllt mit der unsagbaren Macht einer Nofretari und der Kraft des Skarabäus.
Er sah sich.
Die Fläche war glatt, sie unterschied sich von keiner anderen. Und trotzdem sah sie aus, als wären Wolken hineingedrungen, um sie aufzubauschen und ihr ein geheimnisvolles Leben einzuhauchen. Ein unheimlicher Spiegel, ein Instrument, das ihm eine Gänsehaut über den Rücken schickte, ihn aber trotzdem froh machte, denn er war für die Zukunft mehr als wichtig.
Er sah sich.
Er konzentrierte sich auf sein Gesicht. Dünn sah es aus, eingefallen, auch erschöpft. Die Augen blickten längst nicht mehr so klar wie sonst, über den Pupillen entdeckte er einen dunstigen Schleier, und die Haut hatte eine mehlige Farbe bekommen.
Die Angst war da. Warum nur? Hinter ihm würde der Assassine seine Pflicht erfüllen.
»Bitte«, flüsterte er der Fläche entgegen, als könnte diese ihm Antwort geben. »Was habe ich falsch gemacht?«
Er bekam die Antwort. Nur anders, als er es sich gedacht hatte. Plötzlich fielen Schüsse.
Harvey Patterson schrak zusammen. Er hatte das Gefühl, selbst von den Kugeln erwischt zu werden, aber sie trafen nicht seinen Rücken, obwohl er durchgeschüttelt wurde.
Er schrie leise auf.
Plötzlich rasten Schmerzen durch seinen Körper, obwohl er nicht angegriffen worden war. Von einem Augenblick zum nächsten fing er an zu glühen. Das Blut in seinen Adern kochte. Er hatte den Eindruck,

als würde der Schweiß verdampfen, der aus seinen Poren drang. Die Hitze war schlimm. Sie brachte ihn beinahe um. Er bekam nicht mehr die normale Luft, sondern riß den Mund weit auf, um so heftig wie möglich atmen zu können.

Plötzlich erfaßte ihn der Schwindel. Für eine Weile sah er nichts mehr, obwohl er gegen die Spiegelfläche schaute, aber sie war ebenfalls verschwunden.

Alles drehte und bewegte sich. Der Kreis wäre zu einem grauen Gebilde geworden. Er hörte den Sturm in seinen Ohren. Plötzlich überfielen ihn mehrere Stimmen zugleich, wobei er nicht wußte, ob sie existent und aus der Gegenwart stammten oder sich in der Vergangenheit gesammelt hatten und sich von dort auch meldeten.

Die Stimmen waren der Wahnsinn an sich. Sie peitschten ihn. Sie wehten ihm aus dem Spiegel entgegen. Wie aus einem Lautsprecher.

Sie waren nicht mehr zu stoppen, und plötzlich drehte sich alles im Kreis.

So schnell, so irrsinnig verrückt. Das Blut kochte noch stärker. Er hielt die Augen offen, sah bunte Bilder vor seinen Augen entlangstreifen, ohne sie jedoch begreifen zu können, weil sie Szenen aus fremden Welten zeigten.

Dann brach er zusammen. Inmitten schrecklicher Schreie hatte er den Eindruck zu sterben.

Aus dem Spiegel hatte ihn der Fluch aus der Vergangenheit erwischt.

Der Geist der Nofretari war wie ein zerstörerisches Unwetter über ihm zusammengebrochen und hatte ihn für eine Weile aus seiner Welt hervorgeholt.

Jetzt stand er wieder in der Realität.

Nichts hatte sich verändert.

Vor ihm hing der Spiegel.

Er blickte hinein. Er wollte sich sehen und erkennen, daß er noch lebte.

Hatte sich wirklich nichts verändert?

Pattersons Mund stand offen. Er atmete nicht. Über die Lippen flössen röhrende Laute, die nichts Menschliches mehr an sich hatten. Etwas war mit seinem Gesicht nicht in Ordnung. Da brannte es, als liefe heiße Soße über die Knochen.

Er wollte die Augen schließen.

Es ging nicht mehr.

Aber er konnte sich trotzdem noch sehen, starrte in den Spiegel. Was sich dort zeigte, war entsetzlich. Patterson hatte Mühe, damit zurechtzukommen und letztendlich die Wahrheit zu akzeptieren.

Er sah einen Kopf mit dünnen Haaren, seinen Haaren. Aber zu diesem Kopf gehörte kein Gesicht, sondern eine bleichgraue Skelettfratze!

***

Das bin ich! schoß es ihm durch den Kopf. Durch welchen Kopf? Ich habe keinen mehr. Aber es gibt mich noch als Geist oder Seele. Ich bin noch da.

Er starrte sich an.

Augen? Habe ich noch Augen? Patterson wußte es nicht. Er sah keine Pupillen, sondern nur die leeren Höhlen. Eingänge wie zu tiefen Tunnels.

In denen allerdings etwas glomm und rumorte, mit dem Patterson nicht zurechtkam.

Es kostete ihn eine irrsinnige Mühe, überhaupt einen Arm anzuheben, um herauszufinden, ob das Skelettgesicht im Spiegel echt war oder nur eine Halluzination?

Zwei Finger streckte er aus…

Nein, da geb es keine Haut mehr. Das war so echt. Harte Knochen spürte er unter seinen Fingerkuppen. Spitz und kantig, wie geschliffen, als er an den Innenrändern der leeren Augenhöhlen entlangfuhr. Alles war so fremd geworden, so anders und auch unbegreiflich. Das war nicht das Leben, das er sich gewünscht hatte. Er mußte einen Fehler begangen haben, und die andere Seite, die fremde Welt, bestrafte Fehler sofort. Aber das hatte er auch gewußt, als er sich ihr hingegeben hatte. Da waren Bedingungen gestellt worden. Keine Fehler, keine menschlichen Unzulänglichkeiten, denn die Magie des Heiligen Käfers reichte über Zeit und Raum hinweg. Das hatte er so brutal zu spüren bekommen.

In seinem rechten Augenkanal brannte es plötzlich. Als hätte jemand ein Feuer dort entfacht. Die Flamme blieb nicht auf einen Punkt beschränkt, sie bewegte sich nach oben, zur Öffnung hin. Wobei er sich fragte, ob es tatsächlich ein Feuer war und nicht etwas anderes, das sich ähnlich anfühlte.

Es fiel ihm schwer, aber Patterson wollte die Gewißheit haben. Deshalb konzentrierte er sich auch auf sein eigenes Aussehen. Das rechte Auge war nicht mehr da, und doch bewegte sich etwas in dieser tiefen Höhle und kroch näher.

Patterson merkte wie ihm kalt wurde - eiskalt.

Er blieb trotzdem stehen. Seine Knie zitterten, auch die Hände konnte er nicht mehr ruhig halten. Er stand auf der Grenze zwischen zwei Welten, und die Vergangenheit war grausam.

Etwas Helleres krabbelte in die Augenöffnung hinein. Ein Tier, dürr wie ein Skelett.

Es war der Skarabäus.

Nicht mehr braun, sondern golden schimmernd, als wäre eine Käferspange plötzlich zum Leben erweckt worden.

Harvey Patterson wimmerte. Er sah den Käfer im Spiegel und spürte

ihn zugleich durch den Augenkanal laufen. Die Nerven waren intakt.

Der Käfer kroch vor bis an den Rand. Dort verharrte er. Dann biß er mit seinen Zangen zu.

Patterson hörte es knacken. Er konnte einfach nicht begreifen, daß es seine Knochen waren, die der Skarabäus auffraß. Die Zangen waren derartig hart, daß sie Gebein zerknackten!

Schmerzen.

Sie fluteten durch seinen Kopf. Er stöhnte, und immer wieder hörte er das Knacken, als das Gebein brach, denn der Käfer hatte sich aus der Augenhöhle hervorgeschoben und nahm sich die Knochen an den Wangen vor. Er hatte bereits eine Rinne im Gefüge hinterlassen und würde sich auch noch weiterfressen.

In diesem Augenblick spürte er die beiden Hände, die ihn umklammert hielten.

Einer riß ihn zurück. Patterson kippte, aber er fiel nicht zu Boden, denn jemand hielt ihn fest.

***

Und dieser Mann war ich!

Wir hatten dicht hinter dem Mann angehalten und zugeschaut, wie sich die Dinge entwickeln würden. Wir hatten das Erscheinen des Käfers erlebt und dann zugegriffen.

Es war eine furchtbare Gestalt, die ich in meinen Armen hielt. Ein Mensch mit dem Knochenkopf. Aber ein Mensch, der lebte und ebenso fühlte wie jemand, der normal aussah.

Wir waren mit vielen Dingen fertig geworden. Auch das würden wir schaffen, aber ich glaubte nicht, diesen Patterson noch retten zu können.

Ich wollte einzig und allein den Fluch des goldenen Käfers brechen, der etwas besonderes sein mußte.

Das Ebenbild aus dem Spiegel war verschwunden. Er zeigte nun seine wolkige, dunkle Fläche. Suko wollte sich um ihn kümmern. Er hatte die Dämonenpeitsche bereits ausgefahren, schlug allerdings noch nicht damit zu, weil er erst einmal abwarten wollte, wie ich zurechtkam.

Der Skarabäus ließ sich durch mich nicht beirren. Er suchte auch weiterhin seinen Weg durch das Knochengesicht und biß mit einer wahren Inbrunst in die Knochen hinein.

Patterson mußte dabei jeden Biß als einen scharfen Schmerz spüren. Er lebte noch, sein Empfinden war intakt, und es gab für ihn eben nur die Erlösung, wollte er nicht von dem Heiligen Käfer der alten Ägypter getötet werden.

Auch ich würde ihn töten müssen, aber er würde bei mir nicht so leiden.

In dieses Schicksal hatte sich Patterson selbst hineinmanövriert.

Es kam selten vor, daß Suko und ich so wenig über die eigentlichen Zusammenhänge wußten. Hier mußten wir nur handeln, um eine unselige Verbindung zwischen den beiden Zeiten zu unterbrechen.

Der goldene Skarabäus richtete sich auf.

Er hatte seine Freßtätigkeit unterbrochen und mußte etwas gespürt haben.

Das war meine Chance.

Das Kreuz war bereit. Das Allsehende Auge ebenfalls, denn es strahlte in einem hellen, bläulichgrünen und grellen Licht auf, als es in die Nähe des Käfers geriet.

Das Licht war so stark, daß es mich blendete. Ich war gezwungen, die Augen zu schließen und konnte mich nur auf meine restlichen Sinne konzentrieren.

Ich hörte das Zischen, als etwas verbrannte oder verglühte. Dann zuckte die Gestalt in meinem Arm. Zugleich zersprang die Spiegelfläche mit einem häßlichen, klingenden Klirren. Als Folgegeräusch hörte ich ein Splittern, als die Scherben zu Boden fielen und dort weiterhin zerbrachen.

Ich nahm das Kreuz zurück. Dann öffnete ich die Augen und ließ Patterson zu Boden sinken.

Er war tot.

Sein Schädel, der sich durch die Einwirkung einer anderen, fremden und unheimlichen Magie zu diesem Skelettkopf verwandelt hatte, bestand nur mehr aus Resten. Haut, Blut und Gehirnmasse mußten einfach weggedampft worden sein.

Als der Körper den Boden berührte, da zerbrachen auch die letzten Reste des Gebeins. Zurück blieben nur mehr ein paar Halssplitter, die wie die Reste einer zerbrochenen Flasche in die Höhe standen.

Ansonsten lag der normale Körper neben mir.

Ich schaute mir den Spiegel an.

Nein, den gab es nicht mehr. Es sei denn, wir zählten den Rahmen hinzu, denn er war noch vorhanden.

»Hast du schlagen müssen?« fragte ich.

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht nötig gewesen. Das Allsehende Auge hat nicht nur den Käfer zerstört und Patterson, sondern auch den Weg zurück.«

»Gut so?«

»Ja, irgendwo schon.«

Ich stimmte meinem Freund zu. Wir verließen den Raum des Todes und gingen zurück zu Sir James…

***

Wir wußten nicht, daß er seit neuestem ein Handy bei sich trug. Das hatte ihm jetzt einen großen Dienst erwiesen, denn durch zwei Anrufe

war bereits alles in die Wege geleitet worden. Auch der Arzt würde bald erscheinen und sich um unseren blassen Chef kümmern, der trotz seiner Schmerzen nicht klagte.

Suko schaute sich die Wunde an und gab auch seinen Kommentar. »Sie ist lang, Sir, aber nicht tief. Da haben Sie Glück gehabt.«

»Das denke ich auch. Ich soll Ihnen beiden wohl noch für eine Weile erhalten bleiben.«

»Das sehen wir auch so.«

»Da haben Sie mir sogar das Leben gerettet.« Er hatte schon Mühe, seine Stimme zu halten. Danach schwieg er, denn ihm fehlten die Worte, um die Verlegenheit zu überbrücken.

Ich stand bei dem toten Assassinen. Sein Körper sah nicht normal aus.

Er erinnerte mich an den aus dem Leichenhaus. Da hatten sich die in dem Menschen lebenden Käfer auch zu schimmernden dunklen Klumpen verdichtet. Das war bei ihm ebenfalls der Fall gewesen.

Doch welche Zusammenhänge es dabei gab, war uns leider fremd geblieben. Dann kam es mir vor, als könnte Sir James Gedanken lesen, von Suko gestützt, hockte er auf dem Steinboden. »Wenn Sie beide mich gleich ins Krankenhaus begleiten, habe ich Ihnen einiges zu erzählen.«

»Sie wissen Bescheid, Sir?« fragte ich.

»Ja, mein Clubfreund Harvey Patterson war so frei. Aber mit ihm ist es wohl vorbei - oder nicht?« Er sah mir dabei fragend ins Gesicht.

»So ist es, Sir. Hätte ich einen bissigen Humor, würde ich sagen, Sie können den Platz im Club neu besetzen…«

ENDE